EL SENDERO

6

1956

Der Weg

GREGOR UND HEINRICH

RAUS AUS DER SACKGASSE

DIE ROLLE DER „GESTAPO"

ATTENTAT GEGEN UNSER NATIONALBEWUSSTSEIN

Der Weg
EL SENDERO
Reg. Nac. de Prop. Int. N. 510.099 - Queda hecho el depósito que señala la ley.

Unabhängige Monatsschrift
für Freiheit und Ordnung
in Staat, Politik, Kultur, Recht und Wirtschaft

DÜRER-VERLAG
BUENOS AIRES — CAS. CORREO 2398

REDAKTIONEN u. KORRESPONDENTEN in:

BUENOS AIRES
FRANKFURT a/M.
BERLIN
GRAZ
ZÜRICH
ROM
LONDON
PARIS
BRÜSSEL
STOCKHOLM
MADRID
NEW YORK
SAO PAULO
KAIRO
TANGER
JOHANNISBURG
KALKUTTA

VERTRIEBSTELLEN
auf der 3. Umschlagseite

PREISE:

Einzelheft:	Halbjahr
m$n 13.—	m$n 65.—
U$S 1.—	U$S 5.—
Cr$ 38.—	Cr$ 190.—
chil. $ 240.—	chil. $ 1200.—
Gs 40.—	Gs 200.—
DM 2.40	DM 12.—
£ —.6.10	£ 1.14.—
sfr 4.50	sfr 22.50
ö. Sch. 18.—	ö. Sch. 90.—
Lire 440.—	Lire 2200.—

INHALTSVERZEICHNIS

(Juni 1956)

Neue Preise für Argentinien

Ab 1. Juli 1956 gelten für Argentinien folgende Preise:

Einzelheft	m$n 16.—
Halbjahresbezug	m$n 80.—
Jahresbezug	m$n 160.—

Wir schätzen es,
wenn ein Mann sagt,
was er ist
und woran man mit ihm ist.
Wir schätzen diejenigen,
welche einen Glauben haben
und diesen Glauben nicht verleugnen,
selbst wenn sie unsere Gegner sind.
Wir lieben die Männer,
die vollgewichtige Männer sind.
Wir lieben die Männer,
die sich aufrecht zu halten verstehen
und sich im Gewittersturm nicht beugen;
die Heulmeier und die ergebenen Diener
des jeweils Stärkeren lieben wir nicht.

Maurice Bardeche

Der Weg

10. JAHRGANG
6. HEFT, 1956

Monatsschrift für Freiheit und Ordnung
in Staat, Politik, Wirtschaft, Recht und Kultur

DÜRER-VERLAG, BUENOS AIRES

PROF. MAURICE BARDECHE:

En camino a un "mundo mejor"

Resulta que la defensa de la persona humana, **en el sentido que lo entiende el Tribunal de Nuremberg,** es una especie de verdad matemática más o menos análoga a la regla de tres. Se puede expresar así: "Cualquiera que sea apátrida y nacido en Cracovia, reside en seno de la comunidad universal y todo acto que lo roza o lo lesiona repercute profundamente en el seno de la conciencia humana; en la medida en que vuestra definición específica os aleja del carácter apátrida y del origen Cracoviano, os alejáis tanto más de la comunidad universal y lo que os lesiona no tiene más una repercusión correspondiente en la conciencia humana; si sois resueltamente hostil a los individuos apátridas, originarios de Cracovia, no formáis parte en absuluto de la comunidad universal y se puede emprender contra vos todo lo que se quiera sin que la conciencia humana se sienta herida en lo más mínimo."

Estos catecúmenos de la humanidad nueva tienen sus usos que son sagrados. No trabajan la tierra; no producen nada; les repugna la esclavitud. No se mezclan con los hombres del andén rodante; los cuentan y los dirigen a las tareas que les están asignados. No hacen la guerra, pero aman establecerse en tiendas brillantes de luz, en donde venden por la noche, muy caro al hombre del andén rodante lo que este ha fabricado y que le han comprado a muy buen mercado. Nadie tiene el derecho de llamarlos mercaderes de esclavos y, sin embargo, los pueblos en medio de los cuales se han establecido, no trabajan más que para ellos. Forman una Orden. Es lo que tienen de común con nuestras antiguas caballerías. ¿Y no es justo que sean distinguidos de los otros hombres, puesto que son más sensibles a la voz de la conciencia universal y nos proporcionan el modelo sobre el cual debemos conformarnos? Ellos tienen también sus grandes sacerdotes en capitales lejanas. Veneran en ellos, a los representantes de esas familias ilustres que se han hecho conocer ganando mucho dinero y distribuyendo mucha publicidad. Y ellos se regocijan leyendo sobre las armaduras de estos héroes la cifra de sus dividendos. Pero estos poderosos tienen grandes cuidados. Meditan sobre la carta del mundo y deciden que tal país producirá, en adelante, naranjas y tal otro cañones. Inclinados sobre gráficos, canalizan millones de esclavos de andén rodante y fijan con su prudencia, el número de camisas que les será permitido comprar en el año y la cifra de las calorías que le serán atribuídas para vivir. Y el trabajo de los otros hombres circula y se inscribe sobre las paredes de su gabinete, tanto como en esos tableros de tubos transparentes corren sin detenerse diversas savias coloreadas. Son los maquinistas del universo. Quien se rebela contra ellos, habla contra los dioses. Distribuyen y deciden. Y sus servidores colocados en las encrucijadas, reciben sus órdenes con reconocimiento e indican su dirección al hombre del andén rodante. Así funciona el mundo sin fronteras, el mundo donde todo el mundo está como en su casa y que ellos han llamado la tierra prometida.

Am Wege:

Eines freien Mannes Rede

Wer den Leitspruch dieses Heftes gelesen hat, mag ihn unwillkürlich auch auf die himmelfahrtliche Weihe Sir Winstons zu Aachen bezogen haben oder wird es spätestens bei Seite 381 tun. Ich glaube, der Zorn über diese neuerliche Würdelosigkeit der Bonner und Aachener Satrapen hat weite Kreise gezogen. Das ist gut so. Besser aber wäre es gewesen, es hätte gar nicht so weit kommen können.

Doch was soll alles Wenn und Hätte: Aachen, der stolzen Kaiserpfalz der zweiunddreißig Krönungen, wurde Schimpf und Schande angetan! Einst umfing ihr Name Ruhm und Herrlichkeit des Reiches — jetzt suhlte sich dort hohnvolles Kujonentum im Sumpf der Reichsfeindlichkeit. Rethels Meisterwerke wurden Zeugen einer Unterwürfigkeit, die noch den Stiefel, der sie tritt, mit Küssen bedeckt. Wie oft hat uns dies seit 1945 die Tränen in die Augen und den Ekel in den Hals getrieben: die Servilität, die die Reichsverderber ehrt, weil ihr selber das Reich im Innersten zuwider ist. Dennoch: Lassen wir uns das Herz nicht bitter werden, denn der Traum vom Reich ist voll Kraft und unverwelklich; solange wir ihm treu und unerschütterlich bereit bleiben, für seine Verwirklichung Herz, Hirn und Hand einzusetzen, wird er machtvoller bleiben als alles Kujonentum unserer Tage. Das sei u n s e r e Antwort auf die Schande von Aachen!

Qualvoller aber war das Ausbleiben eines einmütigen Aufschreies der Empörung auf diese Herausforderung unseres Volkes. Wieder blieb es im ganzen still, so still wie noch jedesmal nach den unzähligen Demütigungen ab 1945. Ist unser Volk in der Sattheit erstarrt, in der Hoffnungslosigkeit versteint? Oder hat es sich damit abgefunden, sich bei jeder Ohrfeige tiefer und tiefer zu ducken, um nur noch aufzumucken, wenn Diskontsatz oder Umsatzsteuer erhöht werden?

Zum Teufel mit allem Duckmäusertum und aller servilen Jasagerei! Es ist nicht nur die Geschichtlichkeit des Reiches, es ist auch jedermanns ganz persönliches Schicksal, um das gewürfelt wird. Und mehr noch: Es sind Leben und Zukunft unserer Kinder, mit denen gespielt und die — schweigen wir weiterhin so stur — v e r spielt werden! Freiheit und Aufstieg oder Muckertum und Niedergang — für uns selbst, für unser Volk, für unsere Kinder und Kindeskinder: Vor diese Entscheidung ist j e d e r E i n z e l n e gestellt. Darum ist das Schicksal unseres Reiches, seine Kraft, Unteilbarkeit und Hoheit jedes einzelnen freien Mannes Anliegen.

Das ist das eine. Das andere ist, daß wir daraus die Folgerung ziehen sollten: Mehr und immer mehr von uns müssen zu unerschrockenen und unbestechlichen Mahnern und Rufern aus der Not unseres Volkes werden. Fast täglich erleben wir es: E i n e n einzelnen Sprecher sperrt man kurzerhand ein. Wenn ihrer aber tausend und abertausend einzelner Kämpfer wären — das Bild sähe wahrlich anders aus! Darum muß, wer auch nur etwas Mark in den Knochen hat statt Butter, endlich heraustreten aus dem Stadium des Erduldens und Erleidens zum lauten, unmißverständlichen Protest, zur Auflehnung gegen jede Art Unrecht oder Niedertracht. Wer mit wachen Augen durch Deutschland gegangen ist, weiß, daß die Fettschicht der Satten und Selbstzufriedenen n i c h t Deutschland repräsentiert, daß auch heute Deutschland weniger in der Düsseldorfer Königsallee als dort zu finden ist, wo es auch Karl Bröger einst fand: ...daß Dein ärmster Sohn auch Dein getreuester war! Das Meer der wirtschaftlich, sozial und rechtlich Verfemten und der seelisch Gedemütigten ist unübersehbar groß. Wer unbestechlichen Blickes die Aureole der Speckwänste zu durchdringen vermag, wird das leidende und schweigende Deutschland erkennen. Es zu wecken und zu seinem Recht zu führen, sei der Tapferen edelste Aufgabe.

Dazu jedoch verhilft kein Muckertum! Die Schlafenden, aber auch allzuviele der Wachen glauben selbst heute noch, das Kusch-Gebot, das vom Summus Episcopus in Bonn ausging, sei unter den herrschenden Umständen die erfolgversprechendste Parole. Und sie meinen wirklich, es handle sich dabei nicht um Unfähigkeit, sondern um eine Art taktischer Notverordnung, um „kurz bevorstehende Lösungen nicht zu gefährden". In Wirklichkeit sind mit Hilfe des Bonner Kusch-Gebotes nur die Lösungen der dringlichsten und dringlichen Probleme auf unabsehbar hinausgeschoben worden!

Es ist heute für niemanden ein Geheimnis mehr, daß sich die Staatskunst der Bonner darin erschöpft, der Wallstreet die Wünsche von den Augen abzulesen und im übri-

gen sich durch allerlei parlamentarische Mätzchen krampfhaft am Ruder zu halten. Weltpolitische Gärungen, Spannungen und Wandlungen zur Verfolgung einer souveränen Reichspolitik zu nutzen oder umgekehrt: intern die Volksstimmung zu mobilisieren, um außenpolitischen Zielsetzungen ein größeres Gewicht zu verleihen — das alles liegt Bonn so fern wie ihm die echten deutschen Belange fern liegen. Man ist dort den geistigen Nährvätern so bedingungslos ergeben, daß man nicht Kraft, Verstand und Verantwortungsbewußtsein genug aufzubringen vermag, um die Grenzen der außenpolitischen Bescheidung zu überspringen.

Und nicht viel günstiger für Bonn fällt eine Ueberprüfung der inneren Fronten ab. Geht man den Dingen auf den Grund, so hat Bonn den deutschen Volkskörper derart zerrissen und zerspalten, daß die Voraussetzungen eher für einen deutschen Bürgerkrieg als für Deutschlands Einheit geschaffen wurden. Das ist das harte Fazit jenseits der selbstzufriedenen Fassade einer mit bedenklichen Krediten vorgetäuschten Wohlhabenheit. Die Geschichte wird über dieses Bonn unbarmherziger urteilen als es die Nutznießer von heute tun und sie wird diejenigen wegen bodenloser Dummheit verdammen, die trotz aller unmißverständlicher Gegenbeweise so verblendet sind, an eine Berechtigung der Bonner Kusch-Gebote zu glauben.

Ich kenne viele der Ausflüchte aus dem unerschöpflichen Vorrat derer, die zu ihrer eigenen Besänftigung bestrebt sind, solch harte Worte abzumildern. Darüber zu streiten ist müßig. Es kommt im Grunde darauf an, was der Beurteilende eigentlich will und was ihm als lebenswert und erstrebenswert gilt: Will man nichts als die materielle Befriedigung seines Eigennutzes mithilfe der Ellbogenfreiheit und einiger fragwürdiger Eintagsbündnisse, dann Hut ab vor Bonn. Will man aber eine solide staatliche, volkliche und wirtschaftliche Ordnung, nicht auf Spekulation und Korruption, sondern auf der Mobilisierung der wertvollsten Kräfte des deutschen Volkes begründet, will man mitwirken, die Grundlagen zu legen für ein einiges, starkes und zukunftssicheres Volk, also für die Reichswerdung, dann taugt Bonn nicht. Wer das Ich über das Wir stellt, wird das Urteil über Bonn hart und ungerecht finden. Wer das Wir über das Ich stellt, wird mir recht geben. Dann aber hilft keine faule Ausflucht mehr, kein zaghaftes Treibenlassen der Dinge, kein ängstliches Kopf-in-den-Sand-Stecken, kein Muckertum und kein kompromißvolles Einerseits-und-Andrerseits... Dann hilft nur unerschrockenes Zupacken wo man grad steht, zielstrebiges Handeln über das eigene Ich hinaus in den größtmöglichen zu erreichenden Umkreis hinein. Dann hilft nur ein freimütiges Nein zum Bonner Gebilde und ein einsatzfreudiger Wille zu einer sinnvolleren Zukunft. Dann hilft nur vertrauensvolles Selbstbewußtsein und eine eindeutige Bestimmung des eigenen Standortes nach Art freier Männer.

Die Welt war seit jeh in Freie und Knechte geteilt. Die Frage an den Einzelnen, ob er Hammer oder Amboß sein wolle, wurde nicht heute erst gestellt, sie ist uralt. Und uralt ist auch die Unerschrockenheit als Kennzeichen aufrechter Gesinnung. Unsere Vorfahren waren —so wie uns überliefert wird — eher Herren als Knechte, eher Hammer als Amboß — sollten wir es nicht lieber ihnen gleichtun als den knechtseligen Bußpredigern von heute?

Wenn einer von unseren Kameraden geduckt wird, werden wir alle in ihm geduckt; wenn einer von den Unseren zum Schweigen gebracht wird, verlieren wir alle mit ihm eine Schlacht; wenn einer von den Unseren gedemütigt wird, wird unser Aller Stolz in ihm getroffen. Darum laßt uns in freien Mannes Rede gemeinsam Nein sagen zu jenen, die in den Einzelnen auch uns und durch uns auch unser Volk ducken, schlagen und demütigen. Zehntausende solcher Zellen der Negation sind zugleich Zehntausende von Zellen der Konstruktion im Dienste unseres Reiches. Wenn wir Mann für Mann zueinanderstehen und dafür Sorge tragen, daß auch unser Nachbar vom gleichen Feuer erfaßt werde, und wenn wir dieserart als Phalanx der Reichstreuen unserem Denken unbeirrt Ausdruck verschaffen, dann mag man uns hassen und verfolgen — aber treten wird man uns nicht. Und beugen schon gar nicht. Wirke jeder in seinem — weitestmöglichen — Kreise dahin, daß die Kräfte, die unserem Reich einst seinen Glanz und unserem Volke seine Lebensmächtigkeit gaben, nicht ersticken im Schleim der Gegenwart. Handle ein jeder so, „als hinge von ihm und seinem Tun allein das Schicksal ab der deutschen Dinge und die Verantwortung wär sein."

G. Fitsch

Gregor und Heinrich

Auszug) aus dem gleichnamigen Schauspiel*
von Erwin Guido Kolbenheyer

1.

Rom

(Laterankonzil im Innern der Salvatorkirche)

Gregor: Die heilige Kirche ist der Leib Christi, und Christi Leib hat unter der Dornenkrone und den Geißeln der Kriegsknechte geblutet ohne zu klagen. *(winkt)* Wir wollen Langmut üben und in Geduld hören, was die Deutschen vorzubringen haben.

(Es wird das Tor geöffnet.
Die deutsche Gesandtschaft: Der Domherr Roland, große Gestalt, sehr selbstbewußt, neben ihm Diener mit zwei Pergamentrollen. Ein königlicher Ministerial, Geistlicher, vier Adelsherren.
Gesandtschaft verbeugt sich, bleibt jedoch in ziemlicher Entfernung von Gregor stehen, ohne ihn zu verehren. Die Versammlung erhebt sich nicht. Gregor wartet, dann winkt er dem Notar.)

Ein Würdenträger *(im Vordergrunde)*: Sie verehren den heiligen Vater nicht!

Notar: Die Gesandtschaft erbittet die Aufmerksamkeit des heiligen Vaters und der Synode. Sie bringt Antwort auf ein Schreiben und eine mündliche Botschaft, die vom heiligen Stuhle ausgegangen sind, um König und Reich vor dem geistigen Verderben zu erretten. — Der Sprecher Roland, Domherr von Parma, spreche!

Roland *(ruhig und stolz)*: Ich stehe für die deutschen Bischöfe. Durch ein Sendschreiben, das ihre Siegel und Namen trägt *(es wird dem Notar eine der beiden Rollen überreicht)* und durch meinen Mund, zur lebendigen Beglaubigung dieses Schreibens, wenden sich die deutschen Bischöfe in einem beklagenswerten Zustand der Kirche an den Bruder Hildebrand. *(Bewegung)* Sie sprechen also: Stillschweigend haben wir den bösen, ja gewaltsamen Antritt deines Amtes hingenommen. Wir haben gehofft, daß Gott dich zum Rechten führen werde. Durch hochfahrende Gewalt hast du aber die innere Zerklüftung der Kirche zum Zerfall vor aller Augen gebracht. Deine ruchlosen Neuerungen verwüsten die Kirchen Italiens, Deutschlands, Frankreichs, Spaniens. Den Bischöfen hast du die Hirtengewalt genommen und ihr Regiment dem Wüten des gemeinen Volkes ausgeliefert. Alle apostolischen Einrichtungen sind von dir aufgehoben. Und du hattest einen Eid geschworen — die Zeugen deines Eides leben noch und sind bereit — einen Eid, daß du nie dem Throne des heiligen Petrus nachtrachten werdest. Gebrochen ist der Eid. *(Bewegung)* Du hast Gewalt ergriffen und Wahlgesetze verletzt, die du in würdigeren Zeiten selbst geschaffen hast. Aber weit Ruchloseres hast du getan. Das Frauengemach des Toskanischen Hofes ist die innerste Kanzlei der Kirche geworden. *(starke Bewegung)* Den Rat erfahrener Kirchenfürsten verhöhnst du, aber deine Ohren sind angefüllt von den Einflüsterungen etlicher Weiber. Das Schamgefühl derer hast du verletzt, die für die heilige Kirche verantwortlich sind. Das Aergernis stinkt zum Himmel. Keiner von uns, so sagst du öffentlich, sei für dich ein Bischof, also wirst du künftighin für uns kein Papst sein.

(Entsetzen liegt auf der Versammlung, Gregor lauscht starr, mit geschlossenen Augen, erhobenem Kopf, über den Armlehnen gehobenen Armen und geballten Fäusten.
Roland winkt dem andern Diener, der das zweite Schreiben auf das Pult des Notars legt.)

***) Die Auszüge entsprechen folgenden Stellen des Schauspiels: III. Aufzug, 3. Szene; IV. Aufzug, 3. Szene; V. Aufzug, 4. Szene.**

Roland: Ich erhebe zum andernmal vor Gott meine Stimme für Heinrich, den König des Reiches:

Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern durch Gottes Befehl König, spricht zu dem falschen Mönch Hildebrand, der fortan kein Papst mehr ist. *(brausende Bewegung, die dann erstarrt)* Verführt vom Beifall des Pöbels und einer Menge Schmeichler hast du in ständlichem Hochmut geglaubt, den Gesalbten des Herren mit Füßen treten zu können. Eines Königs Demut hast du für Furcht gehalten und hast in eitlem Wahne gedroht, die gottverliehene Gewalt eines Herrschers zu rauben oder sie zu brechen, als wäre das Reich ein Lehen deiner Gnaden und nicht das Lehen Jesu Christi. Armut hast du als Mönch geschworen, da du aber die Stufen des heiligen Stuhles ersteigen wolltest, hast du Geld rollen lassen, heimlich gehäuftes Geld. Der heilige Petrus hat gerufen: Fürchtet Gott, ehret den König! Du aber willst einen König entehren, einen Gesalbten Gottes verfluchen! In Demut solltest du den Menschen dienen, in Uebermut und Frevelsinn dienest du deiner Herrschsucht und predigst in Briefen, Botschaften, Erlassen und heimlichen Gesandtschaften immer nur dich, dich und deiner Herrlichkeit Beginn. Ich rufe dir das Wort des heiligen Paulus zu: So euch irgendeiner, und sei es ein Engel, das Evangelium anders verkündigt, als ich es getan habe, der sei verflucht! König Heinrich spricht zu dir: Mit dem Fluche Pauli sei verdammt, ruchloser Mönch! Steige herab von dem heiligen Stuhl, du Anmaßender. Heinrich, von Gottes Gnaden König, sagt dir mit allen seinen Bischöfen: Steige herab!

(Gregor ist aufgestanden, er hat die Hände vor der Brust gefaltet, sieht in die Höhe, als warte er auf eine Eingebung. Kurze lautlose Stille.)

Kardinalbischof Johann von Portus *(springt jäh auf)*: Ergreift ihn!

(Ein Tumult bricht los. Offiziere der Miliz und Adelsherren stürzen auf die Gesandtschaft, sie reißen den Domherren Roland und den Ministerial zu Boden.)
(Posaunenstöße)

Eine schreiende Stimme: Der heilige Vater!

(Gregor ist zwei Stufen herabgestiegen, er breitet seine Arme über die Gesandtschaft aus. Die Angreifer weichen zurück
Gregor weist mit einer beherrschenden Armbewegung alle auf die Plätze, diese werden aber nur mehr zum Teil besetzt.
Notar, Onesimo, Kardinalbischof sind bei Gregor geblieben, der sich langsam auf seinen Thron zurückbegibt.
Die Versammlung bleibt stehen.
Gregor kniet angesichts der verharrenden Synode vor seinem Thron, gegen die Synode gewendet, nieder. Er betet tief versenkt. Kniend hebt er dann Hände und Gesicht zum Himmel.)

Gregor: Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, höre mich an! Zeuge bist du, Zeugin die Gottesmutter, Zeuge dein Bruder, der heilige Paulus, und alle Heiligen sind meine Zeugen: Wider meinen Willen, bezwungen von der Gewalt der Gottbegeisterten, habe ich den heiligen Stuhl bestiegen. So und nicht anders glaube ich und ich weiß, daß mir durch meine Gnade von Gott die Gewalt gegeben ist, im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen! *(Gregor erhebt sich.)*

(Pause, tiefste Stille)

Gregor: Kraft deiner Gewalt, Fürst der Apostel, kraft der göttlichen Gewalt Jesu Christi, die du empfangen hast aus des Herren Mund, im Namen des heiligen, allmächtigen Gottes, zur Ehre und zum Schutze der Kirche Gottes spreche ich vor aller Christenheit zu Heinrich, dem König der Deutschen:

Weil du dich, König Heinrich, in unerhörtem Frevel gegen Gottes Kirche erhoben hast, ist dir fortan untersagt die Herrschaft über Deutschland und Italien. — — Die Bande des Eides, der dir von Christen geschworen ist oder geschworen wird, sind zerrissen. — — Heinrich, der Deutsche, du hast den Gehorsam vor Gott verweigert, du hast Umgang gepflogen mit Gebannten, du hast die schwersten Laster verübt und schlimmste Bosheit. Meine Mahnungen hast du verachtet, die Kirche gelästert, deine Weihe geschändet. — Dein Heil ist verwirkt, du selbst hast dich von der Kirche getrennt. — — An Christi Statt und als Nachfolger des heiligen Petrus auf Erden stoße ich Heinrich, den Deutschen, aus der Gemeinschaft der Kirche und binde ihn mit dem Banne des Fluches! Verflucht sei Heinrich, der Sohn des Kaisers!

(Gregor sinkt nach einer starren Weile in die Knie, die Hände vor der Brust gefaltet. Die Versammelten knien langsam nieder. Die meisten haben gleich Gregor die Hände gefaltet, manche heben die Hände und verhüllen ihr Gesicht. Zuletzt bricht die deutsche Gesandtschaft in die Knie.)

2.

Tribur

(Im Königszelt Heinrichs IV. nicht weit vom Rheinufer bei Nackenheim gegenüber von Tribur)

O t t o v o n N o r d h e i m tritt ein, gerüstet. Ihn begleiten zwei Geistliche mit Schriftstücken in der Hand und etliche Edle. Die Begleiter stellen sich hinter O t t o vor dem Zelteingang auf. O t t o bleibt unter den gerafften Zelttüchern stehen.)

H e i n r i c h *(offen, ernst, nicht ohne bitteren Unterton)*: Dich schicken sie, Ott von Nordheim, daß ich dest tiefer getroffen werd, denn sie wissen: du warst mir teuer, und dich hab ich gesucht auf mannicherlei Wegen. – Lug haben sie zwischen dich und mich geworfen, und das geschwungen Schwert ist zwischen dir und mir gewesen, und immer wieder hab ich dich gesucht, Ott von Nordheim. – Daß die Schmach doppelt sei, schicken sie dich, kein Mund wird mich härter treffen. Ich wollet mit dir kämpfen auf Tod und Leben, und es wäre mir lieber als das Wort, das ich auf deiner Lippen seh.

O t t o : Herr Heinrich, es ist ein letztes Wort, und ich trag' es schwer. Daß ein Herz und Gemüt sprech, ist nimmer die Zeit. Da sind Gewalten laut, so über dem Menschen steh'n, und jeglicher ist denen untertan. *(Bewegung)* Es ist die Macht von Euch gewichen, Herr Heinrich. So hebt das Reich sein Haupt und sucht den, der des Reiches Macht halten kann, denn das Reich will die H e r r l i c h k e i t des Königs. Weicht die Herrlichkeit von dem König, dann ist ihm nur eine Frist gegeben, daß er sie wiedergewinne. Das Reich kann nicht fahndend bleiben, es will sein König. Es geschieht mit eines Unwetters Gewalt, kein menschliches Gemüt ist stark dagegen.

H e i n r i c h *(zu Gewaffneten, die sich bereitgestellt haben)*: Schließt das Zelt! *(Langsam vor sich hin, starrer)* Das deutsche Land soll nicht hören und nicht das fließend Wasser, daß dem König wird eine Frist gestellt, die Herrlichkeit wiederzufinden, so ihm Gott gegeben und die Menschen ihm wollen nehmen.

(Während der Befehl ausgeführt wird, tritt O t t o v o n N o r d h e i m näher. Er ist jetzt nur von den beiden Klerikern gefolgt, die je eine Schriftrolle tragen.)

O t t o : Herr Heinrich, Gott lenkt Hand und Willen.

H e i n r i c h : Und ihr habet die Hand gehoben zum Schwur und Gott zum Zeugen der Treu gerufen an. Wie soll es sein, daß er mit Eurem Willen ist und eure Hand lenk! Gott wird nicht zeugen wider sich selber.

O t t o : Des Eids sind wir entledigt durch den obersten Bischof in Rom, den hat Gott gesetzt an sein Statt.

H e i n r i c h *(auffahrend)*: Durch den falschen Mönch! Der hat den Eid zuerst gebrochen, den er meinem kaiserlichen Vater geschworn. Mit Gewalt und Lügen ist er erhöht.

O t t o : Herr Heinrich, ihm ist der Menschen Glauben gegeben, Euch nicht. Es wär der größest Neid und Untreu der Fürsten nit mächtig gnug und ihr Hader, daß sie bestehen kunnten wider Euch. Sehet an desgleichen die Bürger in den Städten, die Bauren auf dem Lande: die wenden sich von Euch. Ihr seid im Fluch, Herr Heinrich.

H e i n r i c h *(wild, erbittert)*: Und ist alles ein Trug des Teufels! Du weißt es, Ott von Nordheim.

O t t o : Und so es des Teufels wär, Herr Heinrich, Ihr müsset Gott wieder an Euch erweisen, Ihr müsset den Kampf nehmen an. Es kann der Teufel nicht Herr bleiben. – Herr, ich bring Euch eine Frist, von allen beschworen in Tribur über dem Rhein, daß keiner den andern verlassen wird in dieser Sache des Reiches und der Kron.

H e i n r i c h *(mit sinkender Stimme)*: So nenn des Teufels Frist.

O t t o : Es ist in Tribur eine Antwort vor der Fürsten und Herren Rat ankommen aus Rom, darin gemahnet uns der römisch Bischof *(liest von einem Brief, der ihm vorgehalten wird)*: Gehet nicht mit ihm zu Werk, daß es schlimm werde mit ihm, und gedenket seines hochseligen Vaters, des Kaisers. Aus menschlicher Schwäche hat er gefehlt und ist schlechten Räten nachgefolgt. Sorgt, daß er sich bekehre und schonet sein im Aeußersten. *(H e i n r i c h lauscht gespannt und in tiefem Mißtrauen)* So er der heiligen Kirche wieder Sicherheit gibt, sendet mir einen Boten, daß wir gemeinsam beraten über ihn, was zu tun sei. *(jähe Bewegung H e i n r i c h s und seiner Getreuen)* Und wenn er sich nicht bekehrt in allem –

doch ich beschwöre euch, daß es nicht früher geschehe — dann soll ein anderer an seine Statt treten. *(erneute Bewegung der Getreuen)* Erkennt ihr aber, daß eine Wahl durchaus sein müsse, so berichtet, wer es sein soll, damit ich dessen Wesen prüfe und ihn bestätige. Wir wollen eine neue Ordnung begründen, wie sie von den heiligen Vätern eingesetzt ist. *(erneute, starke Bewegung)* Die Autorität des apostolischen Stuhles wird jedes Hindernis beseitigen. Es wird keine Absolution geben, ehe wir schlüssig geworden sind.

Heinrich *(fast schreiend)*: Ott, hörst du nicht! Den Versucher zwischen den Worten!

Otto *(stark)*: Ich hör und etlich ander hören auch. Allein dieser Brief hat können geschrieben sein in das Reich deutscher Nation. Das ist die Macht und Gewalt dieses Briefes: Ihr habet nicht die Herrlichkeit des Königs behauptet, Herr Heinrich, daß dieser Brief niemalen hätt können geschrieben sein. Lug und Trug — oder nit! Es darf kein Lug nicht geben und kein Trug, die vor des Königs Herrlichkeit ein Macht und Gewalt gewinnen über das Herz und Gemüt derer, so ihm den Eid haben geschworn der Treu.

(Starre Pause)
(Heinrich geht langsam auf die Heiltumslade zu, er umfaßt sie, preßt die Stirne an sie. Dann wendet er sich zu Otto, ohne den Arm von der Truhe zu lassen. Sein Gesicht liegt in strengem Ernst.)

Heinrich: Was ist der Beschluß?

Otto: Es ist der Fürsten zu Tribur Beschluß und ein beschworen Rat an den König Heinrich *(liest aus der anderen, ihm vorgebreiteten Schrift)*: Es soll allem Volk und dem heiligen Vater kund werden durch Brief und Botschaft, daß Heinrich, der König des Reiches, sich der Buß unterwirft, die ihm der römisch Bischof legt auf. — Es soll der Papst in des Februari Monat folgender Winterzeit zum Fest der Jungfrauen Reinigung zu Augsburg halten einen Tag des Reiches, da soll sich der König stellen dem Urteil. — Der König soll alle Bischöf und Rät entlassen. Der Bischof Dietrich von Verdun aber wird mit etlichen zu ihm stoßen als sein Geleit und geistlicher Trost in der Zeit des Bannes. Der soll mit dem König nach Speier ziehn, sunst aber kein Herr oder Volk in Waffen bei ihm sein. — So Heinrich, der König des Reiches, nicht gelöset ist vom Bann mit des Monats Februari End, dann soll ein neuer gewählt werden zum König. *(Bewegung)* — Das geloben die Herzög, Bischöf, Grafen und Herren zu Tribur, daß sie einer dem andern beistehen, auf daß des Reiches Heil und Fried erneut sei. *(Otto tritt näher)* Der Vertrag ist geschrieben. Ihr wollet ihn unterfertigen in Gottes Namen, Herr.

(Heinrich ist zurückgewichen, seine Hand bleibt auf der Truhe. Da ihm Otto das Schreiben überreichen will, deutet er Liemar, es zu übernehmen. Otto wartet.)

Heinrich *(schwer kämpfend, kaum beherrscht)*: Du bist der Botschaft ledig, Ott von Nordheim ... ich will mir Rat holen von diesen Letzten ... weichet von mir auf das ander Ufer und wartet, daß euch nichts anfecht ... so ich mein Namen schreib unter diese Schrift, sollen sinken die Farben meines Hauses vor dem Zelt.

(Otto senkt Blick und Haupt und geht, gefolgt von den beiden Klerikern, aus dem Zelt.)
(Heinrich macht eine hilfesuchende Bewegung, seine Getreuen springen ihm schnell bei. Heinrich stützt sich wieder auf die Heiltumstruhe und richtet sich auf.)

Heinrich *(langsam vor sich hin)*: So ich nicht gelöst bin mit des Februari End ... der römisch Mönch Richter über des deutschen Königs Majestät ... auf ein Tag ... in Augsburg ... *(in sich hinein)* Es spricht der Ott von Nordheim: und sei es des Teufels, ich muß kämpfen ... *(auffahrend)* Das lombardisch Volk und die lombardischen Bischöf haben ihr Sach wider den römischen Mönch! Ich will aus wallischem Land meine Waffen heben!

Benno: Herr Heinrich, mit wallischen Waffen wird das Reich nicht erstritten. Und seie er auch Herr über alle Welt, der deutsche König wird sein Reich nicht gewinnen, es muß in deutscher Wehr und Wesen erstritten sein.

Heinrich: Die haben mir das deutsche Wesen genommen, daraus ich kämpfen kann: das war die Treu. Ich muß mir Treu suchen anders in der Welt. Wie soll ein König seine Herrlichkeit wiedergewinnen ohn Treu?

Liemar: Machet die Untreu zu schanden, Herr Heinrich.

Heinrich: Sie haben mir die Wehr aus der Hand gewunden, daß ich's tu.

Liemar: Ihr sollt es im Geiste tun.

Heinrich: Sie glauben mir nicht, und ich steh im Fluch.

Liemar: Nehmt dem Fluch sein Gift.

Heinrich: Das sollst du mir beweisen, Liemar.

Liemar: Lasset ihn triumphieren, den Fluch. Schreibt, wie sie fordern, und tuet kund dem römischen Bischof und dem deutschen Volk, daß ein König sich entwaffnet im Geiste und stellt sich bloß dem lebendigen Gott und kämpft ein Gottesurteil mit des Geistes Waffen. So soll der Lug und Trug den Leib krümmen unter dem eigenen Gift, als ein Skorpion im Feuer tuet.

Heinrich: Du forderst das Letzt, dann bin ich bloß.

Benno: Der Rat ist gut. Der römisch Bischof sitzet an Christi Statt, er weigere dem Büßer die Buß, so hat er Christum verleugnet.

Heinrich *(kämpft)*: Zu kurz ist die Frist. Schreiben soll ich und warten! Der Mönch wird säumen und säumen. Dann fallen Eis und Schnee über die Berg, und ich muß bleiben. Es kommt von Ausgsburg der Tag, und ich hab verlauert und vertan! Was wollet Ihr, meine Freund, von mir!

Benno: Herr, machet den Teufel voll, denn der halb und schleichend Teufel ist nit zu überwinden!

Heinrich *(geht von ihnen, sinnt, dann hebt er den Kopf und spricht gepreßt)*: Das ist ein Wort, Benno! Der halbet Teufel! — Es war zuviel des Spiels. *(gesammelt)* Muß alles hin sein! Hinter mir. Und es muß hinwieder gewonnen sein!

Benno *faltet die Hände)*: Gelobt sei Gott!

Heinrich *(wendet sich zu den Getreuen)*: Gebt her die Schrift, Feder, Siegel ... ich will's tun.

(Benno bringt, wie ihm geheißen ist. Heinrich unterzeichnet.)

Heinrich *(in starker Entschlossenheit)*: Soll einer meines Hauses Farben niederholen. *(Liemar löst die Fahnenschnur, das Königsbanner fällt)*. Ich will sie wieder aufrichten, so wahr ein Gott lebt!

3.

Canossa

(Saal im Palast der Feste Canossa)

(Heinrich, barfuß, im Büßergewand tritt ein. Gleich ihm Bischof Liemar, Benno, Eppo, etliche Adlige. Er wendet sich zum Papst, kniet auf den Teppich, läßt sich bäuchlings zu Boden sinken und spreizt die Arme nach beiden Seiten vom Leib.)

Gregor: Heinrich, du hast an die Pforte der Kirche geschlagen. Du liegst zu Kreuz gestreckt im Staube und bist mit Fluch beladen. Willst du dem Sinn deiner Buße nachfolgen?

Heinrich *(ungebrochen)*: Ich suche Jesum Christum, der die Sünder annimmt.

Gregor: Heinrich, du suchst den, der die heilige Kirche gegründet hat auf dem Felsen Petri. Willst du ihr dienen?

Heinrich *(stark)*: Jesus Christus du nimmst die Sünder an und issest mit ihnen!

Gregor *(beschwörend)*: Heinrich, bei dem allmächtigen Gott, liegst du reinen Herzens in der Marter deiner Demut und Buße?

Heinrich: Jesus Christus, du bist für mich gestorben und für meine Sünden! Siehe mich an, Herr, in meiner Not und hebe mich auf!

(Gregor hebt die Hände und verhüllt schluchzend das Gesicht.)

Heinrich *(reckt sich an den gestreckten Armen auf)*: Jesus, gib mir mein Teil von dem Schmerze dein, gib mir mein Teil von dem Blute dein!

(Gregor schreitet fast zusammenbrechend auf Heinrich zu, bückt sich vor ihm nieder und legt ihm die Hände unter die Achseln. — Heinrich erhebt sich langsam. Beide sinken schluchzend einander in die Arme. Alle knien nieder mit Ausnahme der Mönche und Chorknaben.)

(Während des leisen Gesanges lösen sich Gregor und Heinrich von einander, die Versammlung erhebt sich. Mathilde tritt zu Heinrich und umarmt ihn. Gregor hat Heinrichs Hand nicht freigegeben. Er führt ihn an den Tisch. Heinrich steht am Tischende gegenüber der Rampe, Gregor setzt sich mit dem Rücken gegen das Fenster des Erkers. Mathilde und Hugo bleiben zurück. Die Getreuen Heinrichs stehen vor der Türe, ihrem König zugewandt.)

Gregor: Nimm und iß, du wirst hungern und dürsten.

(Heinrich bleibt am Tische stehen, er hält die Hände vor der Brust gekreuzt und sieht vor sich nieder.)

Gregor *(nach einer erwartungsvollen Pause, fest)*: Ich tauche ein Stück Brot in das Salzfaß. Nimm es aus meiner Hand und iß. *(bedeutungsvoll)* Es sei das Lehen des Friedens.

(Heinrich nimmt das Brot mit beiden Händen und legt es, ohne zu essen, langsam auf den Teller.)

Gregor *(sehr achtsam)*: Du legst das Brot fort? Iß, König Heinrich!

Heinrich *(gehalten)*: Bischof von Rom, du sprichst zu mir und sagst: König.

Gregor: Der König der Könige hat deine Buße gesehen. *(gießt Wein in einen Becher)* Hier hast du Wein, du wirst dürsten, König Heinrich. Nimm ihn und trink, er sei das Lehen der Macht, das du von der Kirche wiederempfangen kannst.

(Die Getreuen Heinrichs treten zurück.)
(Heinrich nimmt den Becher mit beiden Händen, ohne zu trinken, und setzt ihn auf den Tisch.)

Heinrich *(sehr klar)*: Nicht würdig will ich sein der Speise und des Trankes aus deiner Hand, ehe dann ich wieder getragen die Heiltümer des Reiches.

Gregor *(mit schwebender Stimme)*: Ich will die Heiltümer des Reiches segnen, iß aber zuvor.

Heinrich: Die Heiltümer sind auf mich gekommen durch Gottes Gnad nach Willen des Reichs und sind an Macht gemehret durch mein Geschlecht. Gereiniget habe ich sie im Staub zu deinen Füßen, im Schnee vor deinem Tor, im Eis auf dem Mont Cenis, Bischof von Rom.

Gregor *(härter werdend)*: Du bist aufgenommen von mir, und deine Brust ist von meinen Tränen bedeckt. Du bist um Jesu Christi willen gewürdigt dieser Speise und des Trankes aus meiner Hand. *(fast drohend)* Nimm von der Hand der Kirche Gnade und Lehen der Macht!

Heinrich *(auf gleicher Tonhöhe)*: Gelobet sei der Heiland! Die Macht ist erneuet von Jesus Christ durch dich hindurch, Bischof von Rom. Das Heiltum ist begierig nach dem König. Ich bin an deinen Tisch getreten; das sei das Zeichen des Friedens und sei genug.

Gregor *(erhebt sich)*: Tue nach meinen Worten, König Heinrich. Iß und trink aus meiner Hand und folge mir in Demut!

Heinrich *(tritt vom Tische zurück)*: Es ist des Reiches Weg, dem muß ich folgen nach. Der Weg ist gewiesen von Gott. Ich will essen und trinken aus Gottes Hand.

(Das Gefolge Heinrichs löst sich von den andern und geht langsam aus der Tür. Heinrich steht in der Mitte der Bühne.)

Gregor *(schwer kämpfend)*: König Heinrich, du hast mit dem Engel des Herrn gerungen in drei Tagen und Nächten, und meine Seele war der Boden, auf dem du gerungen hast. Soll ich verzweifeln an dir?

Heinrich: In diesen Tagen und Nächten bin ich herausgetreten aus mir, da ich im Gebete gelegen und ich vor deiner Tür gebüßt. Mächtig ist in mir geworden und stark das Reich. Dem bin ich untertan von Gott als ein Mittel und Weg, nicht anders dann du bist untertan der heiligen Kirche Gottes. Lasse mich ziehn in Frieden, Bischof von Rom, mein Reich zu gründen auf diesen Menschen Heinrich, der außer mir lieget und doch in mir ist.

Gregor *(in aufsteigender Qual)*: Es ist nur ein Reich, es ist nur das Reich Christi.

Heinrich: Das Reich Christi hat Seel und Leib, sei Herr und Hort der Seel, Bischof von Rom, und laß dem König, was des Königs ist.

(Heinrich schreitet langsam aus der Tür.
Gregor starrt ihm nach. Die Königsfanfare aus dem Hof.)

Gregor *(wankt zurück, wird von Mathilde und Hugo gestützt)*: Wo ist deines Wesens Grund, Herr, daß ich sehe und wisse, ob ich lebe vor dir!

Vorhang
fällt unter den Klängen der Königsfanfare.

GESCHICHTE DES DEUTSCHEN VOLKES DEUTSCH GESEHEN

VI. DAS KAISERHAUS DER SALIER

Nach dem Tode des erbelosen Heinrich II. wird Konrad II. (1024—1039) aus dem Geschlecht der Salier (Franken) und mit dem sächsischen Herrscherhause verwandt, zum König gewählt. Wiewohl selbst fast ohne Besitz, kann er auf dem tragfähigen Grunde aufbauen, den sein Vorgänger ihm hinterlassen hat und sein Augenmerk darauf richten. eigenen Besitz zu erwerben. Der verstorbene Heinrich II. war zugleich Neffe des Königs Rudolf von Burgund und von diesem zu seinem Nachfolger bestimmt worden. Konrad II., dessen Gemahlin eine Schwester Heinrichs ist, macht nunmehr seine Ansprüche auf Burgund geltend. Andere Anwärter, vornehmlich Herzog Ernst von Schwaben, empören sich darob gegen ihn, doch vermag Konrad sie zu schlagen und sich durchzusetzen. Um durch den Besitz Italiens Burgund von zwei Seiten zu umklammern und sich zugleich die Kaiserkrone zu holen, zieht er 1027 nach Rom. Nunmehr findet sich König Rudolf bereit, dem Kaiser Burgund als Erbe zuzusprechen, das 1033 beim Tode Rudolfs ans Reich fällt. Der Besitz Burgunds bedeutet: Zugang zu den wichtigen Handelsstraßen des Mittelmeeres, die ganze Rhein-Rhônestraße in deutscher Hand, Abriegelung Frankreichs von Italien und der Rhônemündung, Umklammerung der Lombardei von zwei Seiten.

Durch einen Kriegszug nach Ungarn sichert Konrad die Ostmark und Kärnten; ein Feldzug nach Polen — mit der Bundesgenossenschaft der Russen — vereinigt die Lausitz wieder mit Sachsen und erzwingt Anerkennung der deutschen Lehnshoheit; auch Böhmen anerkennt Konrads Lehnshoheit und die Liutizen werden neuerlich unterworfen. Ein Stück Reichsgebiet opfert Konrad, indem er Schleswig an Dänemark gibt, die Freundschaft König Knuts zu gewinnen, dessen Tochter er zugleich seinem Sohn vermählt.

Besondere Bedeutung kommt Konrads umwälzenden inneren Maßnahmen zu: Um die Macht der Fürsten und die überhandnehmende Selbständigkeit der geistlichen Würdenträger zu dämmen, nimmt er sich in besonderem Maße der kleineren Lehnsträger an. In kluger Erkenntnis sich anbahnender sozialer Umschichtungen fördert er in ihnen eine im Aufschwung begriffene Schicht, die es ihm zu danken weiß. Er macht in Anlehnung an die Erblichkeit der großen Lehen nunmehr auch ihre kleinen Lehen erblich, verbessert dieserart ihre wirtschaftliche Lage erheblich und gewinnt eine treue Gefolgschaft. Auch an seine unfreien Dienstleute (Burgleute, Kriegs- und Jagdknechte) gibt er königliche Burgen und Güter als Dienstlehen und schafft sich einen dem König persönlich verpflichteten Dienstadel, die sog. Ministerialen. In gleicher Weise fördert der kluge Mann die Städte, verleiht ihnen Markt- und Münzrechte, die Pfalzen Goslar, Dortmund, Ulm entwickeln sich unter ihm zu königlichen Städten.

Als Konrad 1036 nochmals nach Italien gerufen wird, um in einer Erhebung gegen den Erzbischof von Mailand zu vermitteln, gesteht er auch in der Lombardei den kleinen Vasallen die Erblichkeit ihrer Lehen zu.

Durch zielbewußte staatsmännische Klugheit erreicht das deutsche Königtum unter Konrads Führung seinen Höhepunkt: ganz Mitteleuropa ist in deutscher Hand, Ostrom schließt ein Bündnis mit dem Reich, die Bedeutung des deutschen Königs für die Belange des Abendlandes hebt das Reich hoch über seine Nachbarn hinaus. Konrad erstrebt nun, die Reichsgewalt zu zentralisieren und in der Person des Königs zu verkörpern. Freiwerdende Herzogtümer überträgt er deswegen seinem Sohn Heinrich (Bayern, Schwaben, Kärnten, Franken), läßt ihn zum König von Burgund krönen und bestimmt ihn zu seinem Nachfolger. So hinterläßt dieser wohl zielbewußteste unserer mittelalterlichen Kaiser, als er 1039, noch nicht 50jährig in Utrecht stirbt, seinem Erben ein an allen Grenzen gesichertes und machtvolles, in sich festgefügtes Reich sowie einen ausgedehnten und tragfähigen eigenen Besitz. In der Kaisergruft des von ihm erbauten Speyerer Doms wird er beigesetzt.

* * *

Inzwischen ist vom Kloster Cluny in Frankreich eine gewichtige geistliche Reformbewegung ausgegangen, die nicht nur weite Kreise des Mönchtums, sondern bald auch die Kirche selbst ergreift. Sie will die Loslösung der Diener Gottes von der „sündigen Welt" erreichen: Einfachheit, Zucht, Glaubensstrenge, Enthaltsamkeit, Buße, Vertiefung. Kampf gegen die Laieninvestitur (Einsetzung geistlicher Würdenträger durch Laien); Kampf gegen die Simonie (= Aemterkauf; abgeleitet aus der Legende vom Zauberer Simon, der dem Apostel Petrus seine Geisteskräfte habe abkaufen wollen); Kampf für das Zölibat (Ehelosigkeit der Geistlichen). Dieser „entweltlichenden" cluniazentischen Reformbewegung wohnt eine mitreißende Kraft inne.

Der Sohn Konrads, Heinrich III. (1039—1056), ein lauterer, feinsinniger und geistlich gebildeter Mann ist diesem Gedanken Clunys leidenschaftlich zugetan. Seine Heirat mit der kirchenfrommen Agnes von Aquitanien bestärkt diese Seite seines Wesens. Aus seiner Ueberzeugung wie auch aus Gründen seiner Machtvollkommenheit ist er bestrebt, sich an die Spitze der cluniazentischen Bewegung zu setzen. So verständlich diese Bestrebung auch sein mag, bewirkt Heinrich durch sie den Sieg Clunys und den steilen Machtaufstieg des Papsttums. Seine begeisterte Hingabe an die Kirchenreform mag seinen Blick für die staatsmännischen Aufgaben eines deutschen Königs verdunkelt haben. So nimmt eine Entwicklung ihren Lauf, die den nachfolgenden deutschen Herrschern bitter zu schaffen machen soll.

Aus seiner Einstellung heraus verzichtet Heinrich auf die Reichsabgaben aus den kirchlichen Besitztümern und damit auf eine Haupteinnahmequelle des Reiches. Auch bricht er mit der zentralistischen Herzogspolitik seines Vaters. Dennoch: Burgund huldigt ihm; eine bedrohliche Entwicklung in Böhmen, wo Bretislaw sich Polen zu unterwerfen plant, schlägt er nieder; das aufsässige Ungarn vermag er sich nach dreimaligen Kriegszügen zu unterstellen.

Als sich bedrohliche Unbotmäßigkeiten geistlicher Herren ereignen, ist Heinrich gezwungen, 1046 nach Rom zu ziehen, um das Zentrum der Widersätzlichkeit neuerlich seiner Gewalt zu unterstellen und es zugleich im Sinne Clunys zu reformieren. Das Papsttum ist zum Wucherobjekt römischer Adliger geworden und völlig korrumpiert. Heinrich setzt kurzerhand die drei um

die Macht feilschenden Päpste ab und erhebt einen Deutschen, Swidger von Bamberg, einen glühenden Anhänger der cluniazentischen Reform, als Clemens II. auf den Stuhl Petri. Von ihm läßt er sich zum Kaiser krönen, übernimmt das Patriziat Roms und läßt sich in dieser Eigenschaft von den Römern das Versprechen ablegen, hinfort nur ihn um ihre Päpste zu bitten. Heinrich steht auf dem Gipfel seiner Macht. Nach dem Tode Clemens' setzt er noch dreimal deutsche Päpste cluniazentischer Richtung ein: Das Papsttum ist fest in deutscher Hand. Die von Heinrich eingesetzten Päpste üben ihr Amt in vorbildlicher Weise aus.

Als besonderer Eiferer ist Papst Leo IX. zu nennen, dessen Subdiakon der bohrende Fanatiker Hildebrand ist. Von Rom aus tragen die beiden die Reform auch nach Frankreich. Nur Deutschland bleibt schwierig und erst vom Kloster Hirsau aus wird durch Sendlinge und Laienbrüder eine wirksame Förderung des cluniazentischen Gedankens erwirkt. Leo IX. tritt als Führer der Christenheit auf und in der Person dieses untadeligen, aktiven Mannes und glänzenden Redners wird der Papst zum erstenmal auch für die Massen des Volkes ein unmittelbares Erlebnis. Auch in Süditalien versucht Leo Fuß zu fassen. Auch hier hilft ihm der Kaiser, indem er ihm Benevent verleiht. In den süditalienischen Wirren gerät der Papst in Gefangenschaft des Normannenfürsten Robert Guiscard. Bald nach seiner Freilassung stirbt er 1054 in Rom.

Im Reich aber entzünden sich zu gleicher Zeit ernste Schwierigkeiten. Lothringen, Sachsen und Bayern sind die Brennpunkte des Widerstandes, der schließlich zu offener Auflehnung aufflammt. Sowohl die weltlichen als auch die geistlichen Herren sind im Zuge der aufwärtsstrebenden Entwicklung des Reiches zu selbstbewußt geworden und haben zu weitgespannte eigensüchtige Interessen gewonnen, als daß sie sich bereitwillig einem Einzelnen an der Spitze zu unterordnen bereit wären. Nur mit knapper Not vermag Heinrich dieser Gärung Herr zu werden. Aber auch an den Grenzen bröckelt es. Die ungarische Frage, zu deren Beilegung der Ungarnkönig Peter den Kaiser angerufen hat, vermag Heinrich dank der Intrigen des abgesetzten bayrischen Herzogs und der päpstlichen Intervention zu keinem guten Ende zu führen. Und als gar der sächsische Heerbann an der Havel von den Wenden aufgerieben wird, bricht Heinrich zusammen. Er erkrankt schwer, vertraut seiner weltentsagenden Gemahlin das Reich und dem Papst sein Söhnchen an, verzeiht wie so oft allen seinen Feinden und stirbt 1056 im Beisein des Papstes, kaum 39 Jahre alt. Vielleicht mag dem lauteren, frommen Mann in den letzten Stunden bewußt geworden sein, daß die Grundsätze, nach denen das Reich regiert werden mußte, andere sind als die Wege eines Frommen zu Gott.

* * *

Des Kaisers Nachfolger ist erst sechs Jahre alt. Aergeres konnte unter den herrschenden Umständen der Reichsgewalt kaum widerfahren. Wenngleich auch der Papst das Kind als Heinrich IV. zum König krönt, wird dennoch die Reichsgewalt zum Spielball von Herzögen und Kirchenfürsten. Die Kaiserinwitwe Agnes ist den emporwuchernden Kräften nicht gewachsen, nimmt schließlich den Nonnenschleier und geht nach Rom, wo sie später dem „Weibersenat" um den neuen Papst Gregor angehört. Erzbischof Anno von Köln aber entführt das Königskind, nachdem er zuvor auf einer Reichsversammlung durchgesetzt hat, daß derjenige Verwalter der Krone sei, auf des-

sen Gebiet der König sich gerade aufhalte. Als Fünfzehnjähriger wird Heinrich mündig erklärt und übernimmt die Regierung.

Im Innern des Reiches sieht sich Heinrich IV. (1065—1106) den gleichen Widerständen gegenüber, deren bereits sein Vater nur mit knapper Mühe Herr geworden war. Heinrich ist bemüht, sich einen festen Hofsitz in Goslar, der Stadt des Silberbergbaues, zu schaffen, während bisher die Kaiser von Pfalz zu Pfalz zogen. Er fordert ottonischen Besitz zurück, erwirbt ausgedehnte Güter zur Verpflegung seines Gefolges und baut Burgen, die er mit fränkischen und schwäbischen Ministerialen besetzt. Die Sachsen fühlen sich übergangen und verletzt und 1073 bricht ein erbitterter Aufstand los, dem sich auch Schwaben und Bayern anschließen. Im gleichen Jahre besteigt in Rom der Mann den Stuhl Petri, der zum großen Gegenspieler des Königs bestimmt ist: der Abt Hildebrand — Papst Gregor VII. Wir treten nun in eine Entwicklung ein, die zu den dramatischsten und entscheidungsreichsten unserer Geschichte zählt. Wahrlich, wir kennen wenig Epochen, da sich die gegnerischen Kräfte in zwei Männern solch überragenden Formates gegenüberstehen wie in Heinrich IV. und Gregor VII.

Hildebrand, der eigentliche Lenker der römischen Kirche bereits unter seinen beiden Vorgängern, vereint stürmische Leidenschaft, einen unbeugsamen Willen und Gewaltsamkeit mit kalter Berechnung, mitreißender Herrschergabe und überragender Intelligenz. Die cluniazentischen Reformen, deren verbissener Verfechter er ist, werden in seiner Hand zu politischen Mitteln, denn erstrebenswert ist ihm allein die höchste Krone unumschränkter Macht, und wenn er von der Freiheit der Kirche spricht, meint er die Weltmacht des Papsttums. — Als bedeutungsvolles Vorspiel mag ihm der Todesstoß des byzantinischen (oströmischen) Großreiches erschienen sein, den dieses gerade in Armenien durch die Türken erhält. Sein gewichtigster Gegner aber und das nächste Ziel seines Vorgehens ist der deutsche König, denn es muß Gregor zuerst darum gehen, die deutsche Krone den Geboten des Papstes zu unterwerfen. Hier freiwillig nachzugeben, ist jedoch Heinrich keinen Augenblick gesonnen. Darum ist der Kampf zwischen Papst und König unvermeidlich, selbst wenn keiner der beiden ihn angestrebt hätte. Daß dieser Auseinandersetzung solch bedeutende Herrscherpersönlichkeiten vorstehen, macht sie zu einem Kampf auf Leben und Tod. So hat sich auch, wie dem König hinterbracht wird, Gregor offen ausgesprochen: er wolle entweder selbst sterben oder dem König Seele und Reich nehmen. Der Kampf wird von beiden Seiten mit allen Mitteln der Gewalt aber auch der List und Ranküne geführt.

Der Sachsenaufstand läßt Heinrich IV. vorerst eine Auseinandersetzung mit dem aggressiven Papst hinausschieben. Er muß vor den aufständischen Sachsen fliehen und findet — erstmalig in unserer Geschichte — Schutz und Hilfe bei rheinischen Städten. Und mit städtischem Aufgebot und schwäbischen Ministerialen gelingt es ihm zwei Jahre darauf, das Heer der Sachsen vernichtend zu schlagen. Heinrich ist wieder Herr des Reiches — eine Rücksichtnahme auf den Papst scheint ihm nunmehr überflüssig. Dieser hat inzwischen zum Schlag gegen den König ausgeholt: Schon 1059 war unter Gregors Vorgänger eine Neuregelung der Papstwahl erfolgt. Sie sollte unabhängig von Volk und Adel Roms durch ein Kardinalskollegium stattfinden, der Kaiser wurde bereits nicht mehr erwähnt. Obwohl Gregor selber diese Wahlvorschrift durchbrochen hat, wettert er nur umso lauter gegen Laieninvestitur und Simonie und ruft zur Abkehr von ungehorsamen Geistlichen auf. Jetzt, 1075, erklärt er die Einsetzung geistlicher Würdenträger durch Laien als ungesetzlich (gemeint ist das deutsche Königtum, dessen Macht damit untergraben werden soll), enthebt drei deutsche Bischöfe ihres Amtes

und verhängt über sie, zugleich über fünf Räte des Königs, den Kirchenbann. Das ist die Kriegserklärung an den deutschen König.

Unbekümmert fährt Heinrich jedoch fort, Bischöfe zu ernennen, selbst in Mailand, selbst in Fermo und Spoleto. Zugleich nimmt er Verbindung zu Robert Guiscard auf und es gelingt ihm, diesen von seinem Bündnis mit dem Papst abzubringen. Da erreicht ihn ein päpstliches Schreiben, darin er aufgefordert wird, sich von seinen gebannten Räten zu trennen, sein angeblich unsittlicher Lebenswandel getadelt wird und er schließlich mit Bann und Absetzung bedroht wird. Heinrich nimmt den Handschuh auf, den der Papst ihm hinwirft: Auf Reichstag und Synode zu Worms läßt er am 24. 1. 1076 den Papst für abgesetzt erklären und diese Erklärung von vierundzwanzig der achtunddreißig deutschen Bischöfe unterzeichnen. Jubelnd schließen sich die lombardischen Bischöfe in Piacenza an. Ein königlicher Brief mit dem Wormser Beschluß wird den Römern zur Kenntnis gebracht zugleich mit der Aufforderung, den „falschen Mönch Hildebrand" zur Abdankung zu zwingen. Leider versäumt es der König, diesem Schreiben den Heereszug folgen zu lassen. Die Antwort des Papstes: Auf dem Laterankonzil verhängt er den Bann über Heinrich, enthebt ihn seines Königsamtes und entbindet seine Untertanen von ihrem Treueid.

In diesem historischen Augenblick, da die Fronten abgesteckt sind, erheben sich die deutschen Fürsten gegen ihren königlichen Herrn. In einem Fürstentag zu Tribur fallen die Herzöge von Sachsen, Bayern, Kärnten und Schwaben von Heinrich ab und beschließen, einen Gegenkönig zu wählen, falls es Heinrich binnen Jahresfrist nicht gelingt, sich vom Bann zu lösen. Der Tag zu Tribur, da Treue und Gefolgschaft so schmählich aufgesagt werden, gehört zu den Schandmalen unserer Geschichte. Aufsässiger deutscher Stammespartikularismus und römische Machtgier reichen sich die Hand, nicht zum ersten, und Gott sei's geklagt, auch nicht zum letzten Mal! Heinrichs Gegner fordern den Papst auf, als Schiedsrichter über Krone und Reich nach Augsburg zu kommen, welcher Aufforderung Gregor nur zu gerne nachkommt, spielt sie ihm doch alle Trümpfe in die Hand. Für Heinrich gilt es nun, diesem Schritt zuvorzukommen, denn Augsburg würde bedeuten, die Krone zu verlieren oder sich den Forderungen des Papstes zu unterwerfen. Verzweiflung, Mut und List miteinander verbindend, entschließt sich der König zum Bußgang. Er überquert mit seiner Gemahlin und seinem Söhnchen mitten im Winter 1077 die Alpen und erscheint am 25. Januar vor der Burg Canossa, wohin sich der bereits nach Norden aufgebrochene Gregor auf die Nachricht von Heinrichs Kommen hin zurückgezogen hat. Drei Tage nacheinander erscheint Heinrich „mit bloßen Füßen und in leinernem Gewande" vor dem Burgtor. So erzwingt er die Lossprechung vom Bann, die dem Papst angesichts des lockenden Triumpfes in Deutschland sauer genug wird. Und wenn uns die Demütigung von Canossa auch heute noch die Schamröte ins Gesicht treibt — Heinrich hat erzielt, was er wollte: die Front seiner Gegner ist zersprengt.

Er eilt heim, wo seine Widersacher bereits einen Gegenkönig, Rudolf von Schwaben, aufgestellt haben. Es kommt zu einem langwierigen Bürgerkrieg. Bauern und Bürger, auch die königlichen Ministerialen und die niedere Geistlichkeit stehen zu Heinrich, bald schließt sich ihm auch die Bevölkerung der

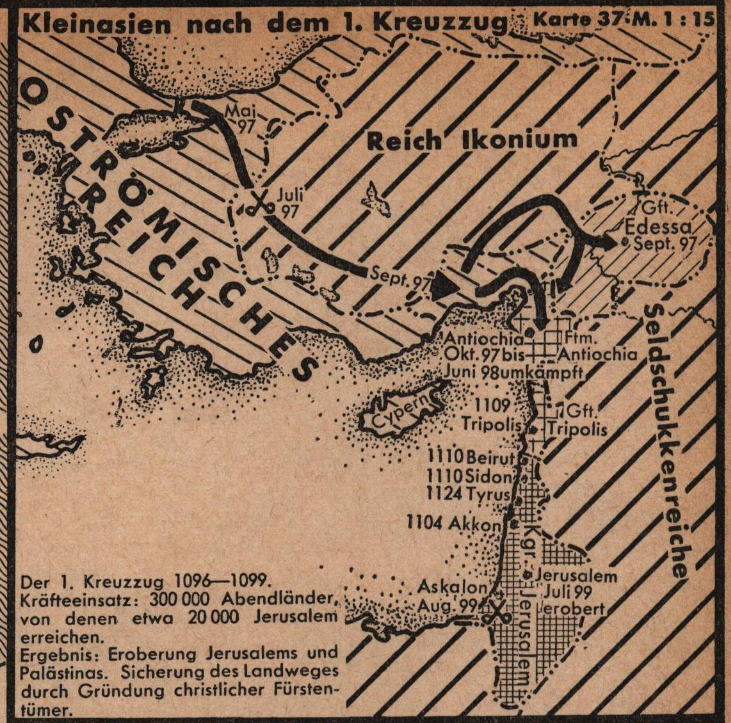
meisten Herzogtümer an. Rudolf der Rebell muß vor Heinrich ausweichen und schließlich nach Sachsen flüchten, wo er auf die Hilfe des Sachsenherzogs Otto von Nordheim angewiesen ist. Das Herzogtum Schwaben aber gibt Heinrich an den getreuen Hohenstaufer Friedrich von Büren. Als Rudolf im Kampf Leben und rechte Hand — die Schwurhand — verliert, wird das allgemein als Gottesurteil angesehen, der Endsieg neigt sich Heinrich zu. Wohl versucht der Papst noch eine Wendung herbeizuführen und bannt Heinrich neuerlich, doch ist die Wirkung nicht mehr die gleiche wie einst. Heinrich läßt Gregor auf drei Synoden absetzen und ernennt Wibert von Ravenna als Clemens III. zum Papst. Als Heinrich die Lage in Deutschland soweit wieder beherrscht, daß er die Führung an Friedrich von Hohenstaufen abtreten kann, hält er die Stunde der Abrechnung für gekommen: Er zieht über die Alpen, erscheint vier Jahre lang nacheinander vor Rom, bis die Stadt sich dem König öffnen muß, erhebt den neuen Papst auf den Stuhl Petri und läßt sich von ihm zum Kaiser krönen. Gregor, der sich in der Engelsburg verborgen hält, wird von den wieder verbündeten Normannen befreit, doch stirbt er bald darauf (1085) in Salerno. Bis zum letzten Atemzug hält der unbezähmbare Greis die päpstlichen Ansprüche auf Weltherrschaft aufrecht. Seit ihm ist der Gegensatz zwischen den deutschen Führungskräften und Rom unüberbrückbar geworden.

Um 1090, nach fast 15jährigem Bürgerkrieg, ist Heinrichs Stellung wieder gefestigt. Nun wird der Kaiser zum segensreichen Hüter des inneren Friedens und unter seiner ordnenden Hand wogt ein breiter Atem von Blühen und Daseinsfreude über Städte und Land. Doch bald hebt die Auflehnung wieder ihr Haupt, geschürt von Papst Urban II. Wieder muß Heinrich nach Rom, die Widersacher zu bändigen. Doch erheben sich diesmal auch die lombardischen Städte wider ihn und sperren ihm den Rückweg nach Norden. Selbst seine zweite Gemahlin Praxedis, Tochter eines russischen Großfürsten, und sein Sohn Konrad, den er bereits zum Kaiser erhoben hat, fallen von ihm ab und gehen ins feindliche Lager über. Fast ganz Italien entgleitet seiner Hand. Und während Urban II., Verfechter der gregorianischen Richtung, zum Kreuzzug aufruft, eine Idee Gregors verwirklichend, muß der Kaiser als weltlicher Lenker der Christenheit abseits stehen. Der Nachfolger-Papst, Paschalis II., belegt Heinrich erneut mit dem Bann. Und als Heinrich plant, einen eigenen Kreuzzug durchzuführen, um so die Entwicklung wieder in die Hand zu bekommen, wird ihm die Lösung aus dem Bann verweigert. Eine neue Verschwörung bricht im Reich aus. Anlaß ist die Weigerung der sächsischen Adligen, dem Kaiser Heeresfolge gegen das aufsässige Polen zu leisten — tiefere Ursache aber wohl die Befürchtung der Großen, Heinrich könnte, gestützt auf die niederen Schichten, ohne sie regieren. Wieder steht der partikularistische Eigennutz höher als das Reich. Selbst des Kaisers zweiter Sohn Heinrich, den er nach Konrads Abfall und Tod zum Erben erhoben hat, erhebt sich gegen den Vater und führt den teuflischen Verrat an. Und Papst Paschalis erlöst ihn prompt von der Sünde des Eidbruches gegen den Vater und segnet ihn. Durch ein schändliches Bubenstück, Versöhnungsbereitschaft heuchelnd, setzt der Sohn seinen Vater gefangen und zwingt ihn, seine Würde an ihn abzutreten. Obwohl es Heinrich IV. gelingt, freizukommen, versagen dem 56jährigen unermüdlichen Kämpfer die Kräfte und er


Europa 1095
vor dem 1. Kreuzzug
Karte 36
Kgr. Norwegen
Kgr. Schweden
Kgr. Man
Kgr. Schottland
Kgr. Irland
Man
Wales
Kgr. England
Seit 1066 normannisch
1066
NORDSEE
Kgr. Dänemark
Kgr. Gotland
OSTSEE
Esten
Liven
Litauer
Jatwingen
Preussen
Pommern
Masowien
Kujawien
Kgr. Polen
Chorwatien
Schlesien
Mähren
Böhmen
Russisches
1045 in verschiedene Fürstentümer zerfallen
Fürstentum Halitsch
Friesland
Herzogtum Sachsen
Mark Lausitz
Thüringen
Meißen
Gft. Flandern
Nieder Lothringen
Ober Lothringen
Römisch-Deutsches Kaiserreich
Nordgau
Hzm. Bayern
Mgf. Osterreich
Hzm. Schwaben
Kärnten
Hzm. Normandie
Hzm. Bretagne
Kgr. Frankreich
Hzm. Burgund
Hzm. Aquitanien
Hzm. Gascogne
Grafschaft Toulouse
Kgr. Burgund
Seit 1033 in Personalunion mit Deutschland
Lombardei
Hzm. Venedig
Königreich Ungarn
Transsylvanien Ende 11. Jahrhundert ungarisch
Petschenegen
Kroatien 1095 ungarisch
Serbien
Bulgarien 1019 zu Ostrom
OSTRÖMISCHES REICH
Zara ven.
Spalato ven.
Ragusa ven.
Königreich Leon
Gft. Portugal
1037—1157 vereinigt
Kgr. Kastilien
Kgr. Navarra
Kgr. Aragon
Gft. Katalonien
Reich der Almoraviden
Kalifat von Cordoba
Balearen
Korsika päpstlich
Sardinien 1016 zu Pisa
Rom
Hzm. Neapel
Normannische Herrschaften
Gr. Sizilien
Korfu norm.
MITTELLÄNDISCHES MEER
Malta normannisch 1090
Mehadscha 1087 zu Genua
Kreta



Karte 36
M. 1 : 15 Mill.
Kgr. Norwegen
Kgr. Schweden
Kgr. Gotland
Kgr. Dänemark
O S T S E E
Esten
Liven
Gebiet von Nowgorod
Russisches Reich 1045 in verschiedene Fürstentümer zerfallen
Fürstentum Polozk
Litauer
Jatwingen
Preussen
Pommern
Masowien
Kujawien
Kgr. Polen
Sachsen
Mark Lausitz
Thüringen
Meißen
Schlesien
Chorwatien
Fürstentum Kiew
Fürstentum Halitsch
-Deutsches
Böhmen
Nordgau
Mähren
Bayern
Mgf. Osterreich
Hzm.
Kärnten
Königreich Ungarn
Transsylvanien Ende 11. Jahrhundert ungarisch
Kumanen
Chazaren
Petschenegen
Hzm. Venedig
Kroatien 1095 ungarisch
Zara ven.
Spalato ven.
Serbien
Ragusa ven.
Rom
Bulgarien 1019 zu Ostrom
OSTRÖMISCHES REICH
Georgien
SCHWARZES MEER
Sinope oström.
Trapezunt oström.
Byzanz
Hzm. Neapel
Korfu norm.
Normannische Herrschaften
Gr. Sizilien
Malta normannisch 1090
Reich Ikonium
1075
1095
Reich der Seldschukken in verschiedene Reiche zerfallen
1055
Kgr. Armenien christl.
Edessa christl.
Mosul
Reich Aleppo
Reich Antiochia
1071
Cypern
Tripolis
Beirut
Sidon
Reich Damaskus
Akkon
Reich Jerusalem
Kreta
Rückeroberungsversuche seit 1095
Kalifat von Bagdad
Fatimidenreich Kalifat von Kairo
C H E S M E E R

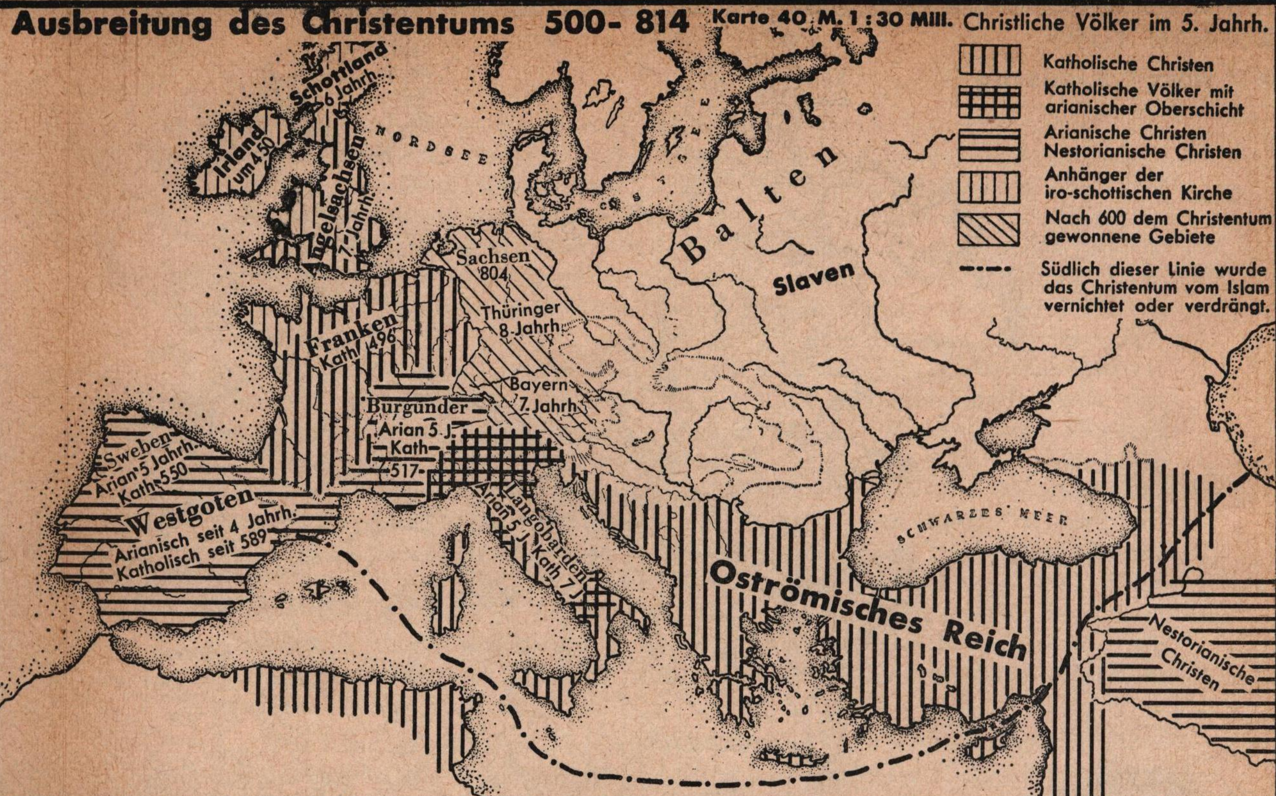


Kleinasien nach dem 1. Kreuzzug
Karte 37 M. 1 : 15
OSTRÖMISCHES REICH
Reich Ikonium
Mai 97
Juli 97
Sept. 97
Gft. Edessa
Sept. 97
Antiochia Okt. 97 bis Juni 98 umkämpft
Fm. Antiochia
Seldschukkenreiche
Cypern
1109 Tripolis
Gft. Tripolis
1110 Beirut
1110 Sidon
1124 Tyrus
1104 Akkon
Kgr. Jerusalem
Askalon Aug. 99
Jerusalem Juli 99 erobert
Der 1. Kreuzzug 1096—1099.
Kräfteeinsatz: 300 000 Abendländer, von denen etwa 20 000 Jerusalem erreichen.
Ergebnis: Eroberung Jerusalems und Palästinas. Sicherung des Landweges durch Gründung christlicher Fürstentümer.

Die salischen Kaiser.

1024—1039 Konrad III.
1039—1056 Heinrich III.
1056—1106 Heinrich IV.
bis 1065 Vormundschaftsregierung
1106—1125 Heinrich V.

Masowien
Kujawien
Herzogtum Polen seit 1033 unter deutscher Oberhoheit
Gnesen deutscher Kulturmittelpunkt in Polen
Schlesien
Chorwatien
Mähren
Mgf.
Gran
Ungarn
Königreich
1044 heidnische Reaktion mit deutscher Hilfe niedergeschlagen
1044—1070 unter deutscher Oberhoheit
Kroatien
Serbische Gebiete
Ragusa
Durazzo
Korfu
MEER



Religionen im 11. Jahrh.

Karte 41 M. 1 : 30 Mill.

Norwegen christl. um 1000
Schweden christl. um 1000
NORDSEE
Deutschland
Polen christl. um 1000
Böhmen christl. um 900
Ungarn christl. um 1000
Russisches Reich christl. seit 988
Chazaren
Petschenegen
Frankreich
Italien
Spanische Gebiete Rückeroberung
Ostrom
SCHWARZES MEER
Mohammedanische Reiche

Römisch-katholische Christen
Griechisch-katholische Christen
Mohammedaner

IONISCHES MEER

Im Kampf gegen den Kaiser hat der Papst eine mächtige und ergebene Bundesgenossin in der Markgräfin Mathilde von Tuscien († 1115), Tochter des Kaiserfeindes Gottfried von Lothringen, die 1078 ihr gesamtes Erbgut unter Vorbehalt lebenslängl. Nießbrauchs der Kurie schenkte. Später änderte sie ihr Testament zu Gunsten des Kaisers, der auch sofort nach ihrem Tode von allen Gebieten Besitz ergriff und damit seinen Einfluß in Italien erheblich verbesserte. In der Folgezeit sind die „Mathildischen Güter" oft Anlaß zu Streitigkeiten zwischen Reich und Kirche

Das Römisch-Deutsche Kaiserreich
zur Zeit der salischen Kaiser
1024–1125

Karte 39

Die salischen Kaiser.

1024–1039 Konrad III.
1039–1056 Heinrich III.
1056–1106 Heinrich IV.
bis 1065 Vormundschaftsregierung
1106–1125 Heinrich V

Erzbistum
Bistum
Abtei
Reichsstadt

Im Kampf gegen den Kaiser hat der Papst eine mächtige und ergebene Bundesgenossin in der Markgräfin Mathilde von Tuscien († 1115), Tochter des Kaiserfeindes Gottfried von Lothringen, die 1078 ihr gesamtes Erbgut unter Vorbehalt lebenslängl. Nießbrauchs der Kurie schenkte. Später änderte sie ihr Testament zu Gunsten des Kaisers, der auch sofort nach ihrem Tode von allen Gebieten Besitz ergriff und damit seinen Einfluß in Italien erheblich verbesserte. In der Folgezeit sind die „Mathildischen Güter" oft Anlaß zu Streitigkeiten zwischen Reich und Kirche

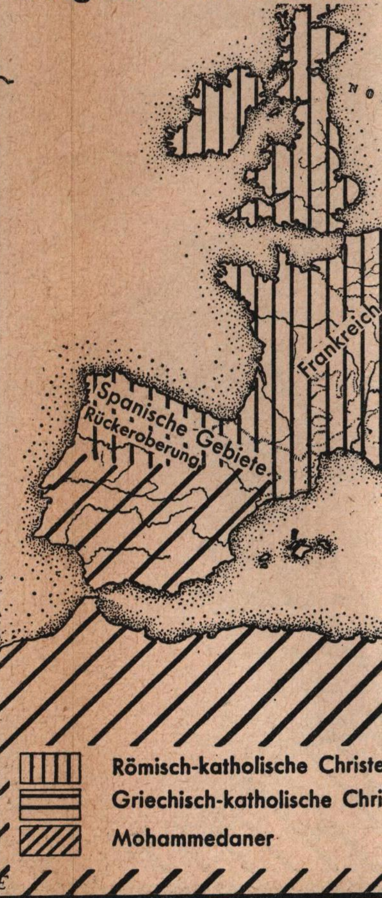
M. 1:9 Mill.



Ausbreitung des Christ…



Religionen im 11. Jahrh…



stirbt 1106 in Lüttich. Noch über den Tod hinaus verfolgt ihn der verbissene Haß seiner kirchlichen Feinde: Erst fünf Jahre später wird er vom Bannfluch erlöst und im Dom zu Speyer beigesetzt. Alles, was dieser unerschrokkene, hartgeprüfte Mann ertragen hat, geht über ein persönliches Schicksal weit hinaus: Es spiegelt sich darin Tragik und Größe unserer ganzen deutschen Geschichte. Heinrich hat, was ihm widerfuhr, stellvertretend für die Nation erlitten. Ihm gebührt der Ruhm, allem unermeßlichen Leid zum Trotz, keines von seinen Königsrechten preisgegeben zu haben.

* * *

Kaum hat der Kaiser die Augen geschlossen, verurteilt der Papst aufs neue öffentlich die Verleihung kirchlicher Aemter durch Laien. Heinrich V. (1106—1125), Sohn und Erbe des Verstorbenen, erhebt eine Gegenforderung: Dann müßten auch die Geistlichen ihre Lehen, die sie vom Reich empfangen hätten, zurückerstatten, auf Besitz und Einnahmen verzichten. Als Paschalis einwilligt, bricht in Rom ein fürchterlicher Tumult aus. Heinrich V. setzt darauf den Papst und seine Räte gefangen und läßt ihn erst wieder frei, als dieser sich bereit erklärt, die Investitur wieder dem König einzuräumen. Daraufhin läßt sich Heinrich von ihm zum Kaiser krönen. Doch bald widerruft der Papst, im Reich aber bricht neue Unruhe aus. Mehr und mehr Fürsten fallen von Heinrich ab, bald auch die Bischöfe. Böhmen bleibt dem Reich nur lose verbunden, Ungarn und Polen wahren ihre volle Unabhängigkeit. Schließlich belegt eine römische Synode den Kaiser mit dem Bann. Auch einige Siege Heinrichs in Italien können die Lage nicht wesentlich bessern, auch der Tod des Papstes nicht. Schließlich greifen die Fürsten aus eigener Machtvollkommenheit ein, vermitteln in Würzburg einen Reichsfrieden und 1122 das Wormser Konkordat, in dem zwischen Papsttum und Königtum folgender Kompromiß geschlossen wird: die Bischöfe bleiben weltliche Herren, sie werden in Gegenwart des Kaisers oder seines Stellvertreters von der Gemeinde gewählt, vom Kaiser bestätigt und mit dem Zepter als dem Symbol ihrer weltlichen Macht belehnt, ihre Einsetzung in die geistlichen Würden erfolgt durch Belehnung mit Ring und Stab durch den Papst. In Deutschland soll die weltliche, in Italien und Burgund die geistliche Belehnung vorausgehen. Gewonnen haben bei dieser Regelung die geistlichen Herren, die sich nunmehr, Papsttum und Königtum gegeneinander ausspielend, zu eigenmächtigem Aufstieg anschicken. Die Zentralgewalt des Reiches dagegen hat eine erhebliche Einbuße erlitten. Als Heinrich, der in seinen letzten Jahren häufig krank ist, seine Kräfte schwinden fühlt, übersendet er, der erbelos geblieben ist, die Reichsinsignien seinem Neffen Friedrich von Hohenstaufen. 1125 stirbt er, kaum 44 Jahre alt, mit ihm der letzte Salier.

Das Reichsschwert ist in seiner Hand stumpfer geworden, als er es dem Vater entrissen hat, weder die weltlichen noch die geistlichen Herren sind mehr gewillt, sich einem Oberhaupt zu fügen, neue Kräfte sind in den Städten und in begüterten Familien mit privaten Machtkreisen herangewachsen, die Selbstverständlichkeit der Krone ist in Frage gestellt, die Selbständigkeit der deutschen Kirche ist gebrochen, das Papsttum ist zu einer dem Kaisertum gleichgeordneten Macht aufgestiegen und schickt sich mit Hilfe der Kreuzzüge an, die alleinige Führungsmacht zu werden.

Den Staufer erwartet kein leichtes Erbe.

HUGO C. BACKHAUS:

Charakter haben!

Wir Deutschen haben heute als Beutevolk der Siegermächte zwei höchste Pflichten: Die Pflicht, Deutsche zu bleiben, und die Pflicht, keinen Tropfen deutschen Blutes fremden Zwecken zu opfern. Von den vielen Gefahren, die uns bedrohen, ist die weitaus größte die Gefahr der Entdeutschung, nicht die Kriegsgefahr. Denn die Kriegsgefahr belauert das deutsche Volk nicht mehr als die anderen Völker. Die Kriegsbedrohung ist zum Lebenshorizont der Gegenwart geworden. Gegen diese dunkle Wetterwand hebt sich die Weltgefahr der antinationalen Ueberfremdung umso warnender ab. Unter den Nachkriegsmaßnahmen der Siegermächte seit 1945 sind wir Deutschen in zunehmendem Maße zu einem Volk in der Auflösung geworden, das seine Selbstachtung fast vollständig verloren hat, obwohl es sich in zwei Kriegen und nach zwei Niederlagen durch seine Vital-Leistungen die Achtung aller vom gleichen oder ähnlichen Schicksal betroffenen Völker erworben hat. Nicht Schritt gehalten hat mit der Vital-Leistung nach 1945 die Charakterleistung. Es ist bereits zu einem deutschen Charakterniedergang gekommen. Gegen ihn müssen wir uns endlich zur Wehr setzen. Das kann nur mit den Waffen des Geistes, mit der vorlebenden Tat und mit dem Schutzschild des ehrenhaften Charakters geschehen.

Johann Gottlieb Fichte bekämpfte einst jede Art von charakterlichem Versagen, jede Preisgabe der inneren Festigkeit und des Nationalstolzes. Charakter haben für Fichte nur die Menschen, die um der großen gemeinsamen Aufgabe willen dem Ganzen dienen und ihm treu bleiben, die die Sache des Vaterlandes über ihre Interessen stellen, weil erst dadurch eine Nation zur lebendigen Einheit wird. Ebenso leidenschaftlich bekämpft Fichte den als Selbsttröstung gemeinten Gedanken, daß die Deutschen wie einst die Griechen und Römer immerhin mit ihrer Sprache und Literatur Bestand behalten würden. Man sage dann, die politische Existenz, die Nation als solche, sei zwar untergegangen, aber das Kulturgut sei doch lebendig geblieben. Mit solchen Versuchen, sich mit dem Provisorium einer Zwischenzeit für immer zufrieden zu geben, nimmt Fichte den Kampf ebenfalls auf. Auch heute kann die Forderung für uns Deutsche nicht anders lauten als für Fichte: Wir müssen endlich den Heimweg zu unserem Volk antreten, müssen der Hingabe an das Fremde und uns Nichtgemäße entschlossen entsagen, uns auf unser nationales Selbst besinnen und in diesem Rückgang zu den Quellen unseres nationalen Lebens die Kraft zurückgewinnen, die stärker ist als Macht, Gewalt und Geld, nämlich ein Charakter zu werden und zu bleiben. „Wir müssen uns Charakter anschaffen. Denn Charakter und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend."

Aus: Hugo C. Backhaus, Volk ohne Führung, Göttinger Verlagsanstalt für Wissenschaft und Politik Leonhard Schlüter, Göttingen 1955 (vergl. Buchbesprechung WEG 5/1956).



Gefängnisfriedhof in Landsberg.

Landsberg

Vor 5 Jahren, in der

Nacht vom

6. zum 7. Juni 1951

folgten den 277 dort bereits früher Gemordeten, folgten den zahllosen in aller Welt von der Willkür des Siegers Erschlagenen:

Werner Braune

Erich Naumann

Otto Ohlendorf

Paul Plobel

Oswald Pohl

Georg Schallermeier

Hans Schmidt

in den Ehrentod am Galgen.

Nachdem man die Führungselite unseres Volkes am Galgen hat sterben lassen, darf man sich nicht wundern, wenn der Galgen unserem Volke hinfort ein Heiligtum bedeutet, und wenn der Anblick eines vom Galgen Geschnittenen uns nicht mehr Grauen einflößt, sondern eine tiefe, ans Religiöse grenzende Erschütterung. Man wollte das Ansehen und den guten Ruf unserer führenden Männer durch ihre Erhängung zerstören. Was hat man erreicht? Daß der Galgentod nun nichts Ehrenrühriges mehr an sich hat, daß die Aufrechtesten und Tapfersten ihn einmal als die letzte Bestätigung ihres rechten Wirkens auf sich nehmen werden, und daß man sich nach einem neuen Hinrichtungsmittel wird umsehen müssen, insofern es diskriminierend wirken soll. Bis jetzt hat sich die Seele des Volkes noch immer als stärker erwiesen als die ausgeklügelten Machenschaften einer weisen Weltregierung. Jedenfalls wir Deutschen im Auslande empfinden so. Sollte der eine oder andere in der Heimat selbst, von der großen Trommel der Hörigen beeindruckt, nicht mehr so empfinden, so möge er dieses lesen, sich schämen und in sich gehen! D. V.

ERICH KERN:

Raus aus der Sackgasse

Deutschland Verhältnis zur islamischen Welt



Der deutsch-österreichische Schriftsteller Erich Kern, der zwischen den beiden Weltkriegen Tunis, Algier, Marokko und Tripolis bereiste, besuchte 1954 Aegypten, Pakistan, Indien, Thailand, Laos, Kambodscha, Malaya und Indonesien. Seine neuen Bücher „Weißer Mann — toter Mann?“ und „Der Dorn im Fleische“, die literarische Ausbeute dieser Reise, erregten Aufsehen.

Eine Tatsache, die das Antlitz der Welt genauso revolutionierend verändert hat wie die Erfindug der Kernspaltung, stärker noch als der Sieg des Bolschewismus in Rußland, ist das abgeschüttelte Joch der farbigen Völker. Die logische Folge des zweiten Weltkrieges, die Souveränität für farbige Staaten, die mehr als die Hälfte der Bevölkerung der Erdoberfläche repräsentieren, ist dabei weit weniger ein Verdienst der farbigen Revolutionäre, als der Weißen. Ihre Uneinigkeit, ihre Habgier, ihr Neid, ließ sie nichts weniger als einen weißen Selbstmord begehen. Man sieht längst nicht mehr bewundernd auf den weißen Mann. Sein Tabu ist, größtenteils durch eigene Schuld, dahin. Man versucht lediglich, sich seines schöpferischen Geistes zu bedienen, um jenen Stand zu erreichen, in dem man allein, und ohne Weiße zurechtkommt. Vom fanatischen Haß gegen die Weißen bis zur unverbindlichen Höflichkeit, spielen in der farbigen Welt alle Varianten, wobei wie immer in einem solchen Umschichtungsprozeß die aktiveren Völker und Staaten, und nicht die passiveren, die Marschzahl bestimmen. Die aktiveren Völker dieser farbigen Welt sind aber durchwegs bewußte und erbitterte Feinde der Weißen.

So wuchs, kaum beachtet vom Durchschnittsbürger Europas und Amerikas, am Horizont unserer politischen Zukunft — die ohnedies schon gefahrvoll genug war — eine neue, drohende Gefahr empor. Die längst vorausgesagte „gelbe“ Gefahr, wurde bei weitem überboten auch dann, wenn

sie keinesfalls als Partner oder Satellit der kommunistischen Weltrevolution angesprochen werden kann. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß die weiße Welt, z. B. bei den Arabern weniger verhaßt wäre, als in der chinesischen Volksrepublik. Die Gründe dafür sind mannigfach. Vor allem das Kolonialsystem als solches, das in der Regel auf Nutzung — sprich Ausbeutung der Kolonialvölker durch die Kolonialherren — beruht. Auch die Soldaten Christi eroberten nicht die weite Welt, um ihre Zivilisation zu bringen oder das Christentum zu lehren, sondern um an den Naturschätzen zu verdienen. Daß sich Zivilisation und Missionare später einstellten, hatte mit dem Ziel der Kolonisierung nichts zu tun. Sie waren Folgeerscheinungen, nicht Ursachen. Wohl riefen die Versuche allzueifriger Missionare dann den Widerstand der vorhandenen Religionen hervor.

Der entscheidenste Grund aber war das Wesen der Zivilisation selbst. Man versuchte, bestimmte Kreise der Kolonialvölker zu „zivilisieren", und schleppte Teile der farbigen Jugend auf die meist europäischen Universitäten, in der Hoffnung, daß College und Sorbonne sich stärker erweisen würden als Religion, Haut und Rasse. Ein tödlicher Irrtum. Erst der durch die Brille westlicher Zivilisation geschärfte Blick Asiens, Nordafrikas und Nah-Osts erkannte die brüchige Problematik des Kolonialismus und fühlte erst die Ungerechtigkeit, die jeder Kolonialismus mit sich bringen muß. Ganz gleich, ob es die Lehren der französischen Revolution, des Marxismus, der Demokratie oder des Christentums waren, sie wirkten wie Ekrasit auf die farbige Intelligenz, die ihre Stimmung wie ein Radio auf ihre Heimatvölker ausstrahlte. Ein kluger westdeutscher Journalist erklärte vor kurzem: „Die Unruhe Asiens kommt aus Europa". Leider irrte er nicht!

Eine Folge der Bemühungen der westlichen Zivilisation ist die Ehe des Bolschewismus mit dem nationalen, antikolonialen Freiheitskampf in der chinesischen Volksrepublik, im Norden von Indochina, im Norden von Korea und in den kommunistischen Parteien von Indien, Burma, Malaya, Indonesien und der arabischen Länder.

Aber auch dort, wo dem Kreml der Einbruch nicht gelang, hat der weiße Mann, sowohl politisch, als auch zum Teil wirtschaftlich, seine Rolle ausgespielt. Im allgemeinen Erwachen der Völker begann man, nicht nur die Zügel des Schicksals selbst in die Hand zu nehmen, und zu versuchen, die Naturschätze in eigener Regie zu nützen, es begann auch eine Renaissance, zumindest in den Ländern des Islams, in geistiger und religiöser Hinsicht; zur selben Zeit, da weite Bereiche des Christentums in Lethargie verfallen. Realpolitisch haben Frankreich und Holland ihre Rolle in Asien ausgespielt. Wirtschaftlich verfügen sie noch über ein paar Trümpfe, die ihnen aber Schritt für Schritt entgleiten. England, das in Asien nicht unklug war wie auf Zypern, gab seine imperiale Rolle auf, um vorläufig die Vorteile des Handelspartners zu genießen. Britanniens Stellung ist aber labil genug, und hängt ganz, wie das Beispiel Glubb Paschas unbarmherzig bewies, von den Wünschen der jeweiligen farbigen Staaten ab. Die USA, eifrig dabei, das merkantile Erbe ihrer Alliierten anzutreten, liegen mit den sich ebenfalls mühenden Sowjetrussen im Rennen. Es geht heute nicht nur um die Naturschätze in Asien und Afrika, es geht heute vor allem um die Absatz-Gebiete. Und die Schlote müssen rauchen, sonst bricht die Währung zusammen. Und die Schlote der Weißen rauchen auch, wenn die Waren von den Farbigen

gekauft werden. Daher antichambriert der weiße Mann, ganz gleich unter welcher Fahne, heute bei den farbigen Völkern. Das ist die, für manchen wenig erfreuliche, aber reale Lage in Asien und Nah-Ost.

Wie stehen diese farbigen Völker in dieser Lage zu uns Deutschen? Als die Völker die Welt unter sich teilten, waren wir Deutschen durch die Reformation so sehr in geistige und militärische Kämpfe untereinander verwickelt, daß wir „den Omnibus versäumten". Später verhinderte das Bismarck'sche Streben nach Gleichgewicht koloniale Erwerbungen und auch die kleinen Kaiser-Wilhelm-Kolonien, die zwar weltpolitisch ohne ausschlaggebende Bedeutung waren, — aber doch so verwaltet wurden, daß die Eingeborenen zum Teil revoltierten, als die Deutschen nicht wiederkamen, — wurden uns durch die Bestimmungen des Diktats von Versailles und St. Germain weggenommen. Wir sind also in den Augen der farbigen Welt mit Kolonialsystemen nicht belastet. Dazu kommt, daß wir zweimal gegen jene Weltmächte in schwerem Kampf lagen, die (England, Frankreich) die bedeutendsten Vertreter der Kolonialherrschaft waren. Schon allein aus diesen Quellen fließt in weiten Teilen der Welt für Deutschland eine Sympathie, die wir in Europa und Amerika nie besessen haben. Die Bewunderung für das deutsche Soldatentum beider Weltkriege, für die Leistungen der deutschen Industrie, kennt keine Grenzen. Man kann ruhig sagen, daß der Alleman oder der orang djerman von der herrschenden Antipathie, die in der farbigen Welt gegen die Weißen herrscht, ausgenommen ist.

Geben wir uns keiner Illusion hin. Man liebt uns nicht in der weißen Welt. In Finnland, in Spanien und teilweise in Italien empfindet die Masse des Volkes Sympathie für uns Deutsche. Aber schon im benachbarten Holland und Dänemark, ja selbst in der Schweiz, ist es nur eine verschwindende Minderheit, die ehrliche Sympathie für Deutschland empfindet. Von England und Frankreich gar nicht zu reden. Alle Beteuerungen der Bundesregierung selbst, all die bedauerlichen Versuche der Aufgabe unserer Tradition werden als Tarnung betrachtet oder sie werden bestenfalls belächelt.

Nichts von alledem in der Welt des Islams. Hier haben wir echte und aufrichtige Freunde. Sie haben keinerlei Vorteile von uns in der Vergangenheit gehabt und sie haben auch keinerlei Vorteile in der Gegenwart von uns. Ihre Sympathie ist ehrlich und entspringt ihrem Gefühl. Es gibt kaum ein Dorf irgendwo in der Wüste oder am Rande des Urwalds, wo man den Begriff „Deutschland" nicht kennt.

Es ist beschämend, daß wir Deutschen in unserer Masse von dieser Welt keine Vorstellung haben. Eine schwache geographische, eine noch schwächere geschichtliche und beinahe keine zeitgenössische. Dabei läge in dieser Sympathie eines Großteils der Welt für uns eine echte Chance. In jenen Räumen besteht nämlich eine viele Jahrzehnte andauernde Nachfrage nach unseren Industriegütern. Hier gibt es für uns praktisch überhaupt keine Konkurrenz, wenn wir preislich und in der Güte entsprechen. Wir müßten sofort von der wirtschaftlichen Seite dieser Möglichkeiten Gebrauch machen und aus eigener Initiative Wirtschaftsberatungen in den wichtigsten Städten, zumindest der islamischen Welt, aufnehmen, um so, neben dem Geschäft, auch als Helfer dieser Völker und Staaten aufzutreten. Welch eine gigantische

Möglichkeit, unsere Produktion auf Jahrzehnte hinaus zu sichern und unsere Wirtschaft zu stärken.

Ueberall in diesen Ländern herrscht eine große Nachfrage nach Technikern, Ingenieuren, Aerzten und sonstigen Wissenschaftlern. Wir müssen die Kühnheit besitzen, den Augenblick zu nützen und die, sicherlich noch schwankenden Bretter dieser Entwicklung zu betreten. Wir müssen endlich einmal aufhören damit, unser Leben nur im Dienste eines niederländischen Kapregimentes oder gar der französischen Fremdenlegion ins Spiel zu werfen und mutig genug sein, um unser eigenes Spiel zu spielen. Als die Engländer auf ihrer Insel erkannten, daß ihnen der Raum zu eng wurde, zogen sie aus und eroberten die Weite. Laßt uns dem britischen Beispiel folgen. Laßt uns die Weite für Deutschland erobern. Wir brauchen dazu keine Kanonen und keine Henker, wir brauchen dazu nur die Bereitschaft, unseren Freunden in jenen Ländern zu helfen und viele Türen und Tore werden uns offen stehen. Zuletzt: es wird nicht unser wirtschaftlicher Schaden sein!

Wir müssen aber die Illusion fallen lassen und nicht glauben, daß wir an den Schätzen Afrikas teilhaben können, wenn wir Abkommen mit den bereits absterbenden Kolonialmächten schließen. Das hieße einem Kridatar Kapital geben! Es ist geradezu grotesk, daß zur gleichen Zeit, in der sich auf Grund der politischen Lage eine erhebliche französische Kapitalflucht in ganz Nordafrika bemerkbar macht, in Deutschland sogenannte Wirtschaftler aufstehen und für eine deutsche Wirtschaftsbeteiligung an französischen Wirtschaftsplänen in Nordafrika predigen! Allein im französischen Algerien betrüge nach Exportgutachten der jährliche Kapitalbedarf 400 Mrd. francs. Nicht einmal die Hälfte kann auf dem französischen Markte aufgebracht werden! Was will man? Deutsche Kapitalien in den Hexenkessel werfen? Da wäre es besser, diese an notleidende Schichten in der Heimat zu verschenken. Dann hätte jemand etwas davon. Ansonsten aber nicht. Nur Phantasten schöpfen in ein Faß, dessen Boden im Begriff ist, sich loszulösen. Abgesehen von der wirtschaftlichen Aussichtslosigkeit, würde unserem Prestige ein schwerer Schaden zugefügt werden, wenn wir uns noch kurz vor Torschluß mit den Kolonialherren wirtschaftlich belasten würden!

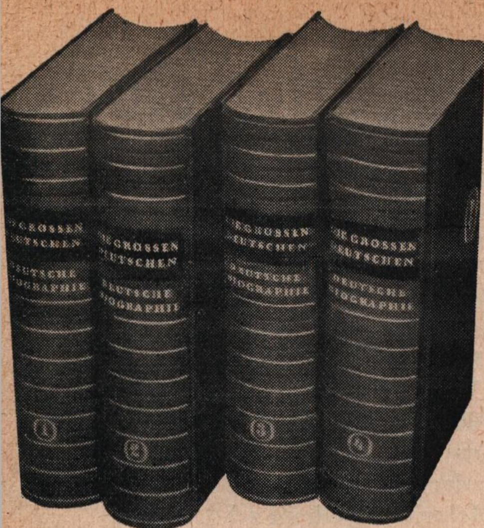
Wir müssen schon den Mut haben, eigene Verträge mit den jungen Völkern zu schließen, auch auf die Gefahr hin, einmal draufzuzahlen. Auf Dauer gesehen werden wir es nicht. Jedes Geschäft hat sein Risiko. Wer das zu tragen nicht bereit ist, muß darauf verzichten, Geschäfte zu machen. Im übrigen ist es völlig unverständlich, warum offizielle Stellen auch noch die wenigen deutschen Militärmissionen, die in der arabischen Welt bestanden, zurückzogen. Auch hier hätten wir entscheidende Arbeit für die Gegenwart und Zukunft leisten können. Gottlob haben heute weite Kreise der deutschen Industrie die Sachlage erkannt und gehen dazu über, in jene Räume vorzustoßen.

Wir verzetteln uns und unsere Zeit zum Großteil mit Problemen, deren Kleinheit geradezu lächerlich ist. Unser Verhältnis zum Islam ist ein großes Problem. Ueber die Sympathie und unsere wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Möglichkeiten hinaus ist es aber auch eine Frage von weitgehendster weltpolitischer Bedeutung. Wenn die Entwicklung so weitergeht, wie bisher, wird es eine Uebersteigerung des Hasses geben, die sich heute oder morgen für die gesamte weiße Rasse tödlich auswirken kann.

Unsere Ausnahmestellung befähigt uns, eine echte Brücke über dieses Meer von Hass und Vernichtungswillen zu schlagen, um so jenen Ausgleich zu schaffen, der die Dinge normalisiert. Allerdings müßten unsere Offiziellen auch mehr Fingerspitzengefühl für die Realitäten besitzen und Pannen, wie mit dem Goa-Telegramm oder den diversen Israel-Fragen, müßten vermieden werden.

Die Probleme der beiden Weltblöcke haben mit unserer Stellung zur Welt des Islams nichts zu tun. Wir müssen endlich aufhören, unsere Interessen aus Rücksicht auf Amsterdam. Paris oder London zurückzustellen. Frankreich zieht ja auch eine Nato-Division nach der anderen vom Rhein ab, weil es französisch-imperiale Interessen in Nordafrika gefährdet sieht. England riskiert das ganze Nato-System und brüskiert sowohl Griechenland wie die Türkei und handelt trotz Nato und UNO auf Zypern so, wie es glaubt, seinen Vorteil am besten wahrzunehmen. (Daß auf Dauer gesehen die Behandlung der „weißen Kolonie“ Zypern Schiffbruch erleiden wird, steht auf einem anderen Blatt; genauso wie Frankreich seine Herrschaft auf die Dauer nicht gegen die arabischen Freiheitskämpfer mit Bomben und Henkern aufrechterhalten kann.) Wenn wir aus unserer Enge herauskommen wollen, müssen wir von den Sympathien Gebrauch machen, die uns vom Islam entgegengebracht werden. Franco-Spanien zeigt uns, wie man seine Interessen in dieser großen Auseinandersetzung wahrnimmt!

Natürlich kann Deutschland mit seinen Beziehungen zum Islam — wenn diese wirklich voll ausgenützt würden — nicht alle seine drängenden Fragen lösen. Aber auf jeden Fall könnte dieser Weg mithelfen. Wir könnten den islamitischen Völkern helfen und würden gleichzeitig unseren wirtschaftlichen, politischen und nicht zuletzt unseren kulturellen Interessen dienen. Es bedarf dazu weder eines Krieges noch einer Revolution, und keiner Atombomben. Wir müßten nur die Kühnheit haben, neue, für uns revolutionäre Wege einzuschlagen. Irgendetwas aber müßten wir schon tun, wenn wir aus der Sackgasse, in der wir nun einmal stecken, herauskommen wollen.



FRITZ HARTMANN:

Ein Attentat

gegen unser Nationalbewußtsein

Der einst hoch angesehene Propyläen-Verlag, dessen köstliche Werke in vielen deutschen Häusern die Bücherschränke zierten und dessen Biographien-Sammlung „Die Großen Deutschen" im besten Sinne zu einem deutschen Hausbuch geworden war, ist nunmehr im Zuge der „reeducation" wie so viele ebenfalls an die Zerstörung des deutschen Nationalbewußtseins gegangen. Unter der Signierung „Propyläen-Verlag bei Ullstein, Berlin" bringt er nunmehr als vierbändiges Werk „Die Großen Deutschen" neu heraus.

Die seinerzeitige ausgezeichnete Ausgabe 1935—37 war von dem angesehenen Historiker Prof. Willy Andreas und dem Dichter und Schriftsteller Wilhelm von Scholz besorgt worden. Die neue Ausgabe wird von dem Historiker Prof. Dr. Hermann Heimpel, von Prof. Dr. Theodor Heuss und von Benno Reifenberg, dem Chefredakteur der „Gegenwart" in Frankfurt a. M., herausgegeben. Diese drei Herren tragen also die volle Verantwortung dafür, wer hier zu den 150 Großen Deutschen gerechnet wird. Nun ist es gewiß nicht einfach, aus einer so großen, bewegten und reichen Geschichte wie der deutschen die 150 bedeutendsten Persönlichkeiten auszuwählen. Selbst beim besten Willen zur Sachlichkeit können die Beurteilungen der einen oder der anderen Persönlichkeit schwanken. Das soll uns hier auch gar nicht beschäftigen. Nein, hier gehen viel tiefgründigere Dinge vor! Hier muß die deutsche Oeffentlichkeit auf ein schamloses Attentat gegen unsere deutsche Geschichte, gegen unser Wesen und Sein als Volk, aufmerksam gemacht werden.

Zum Verständnis dieser „Umwertung aller Werte" sei im folgenden verglichen, wer in die vier Bände dieses Werkes „Die Großen Deutschen" aufgenommen — und wer von den neuen Herausgebern daraus ausgestoßen worden ist:

Die alte Ausgabe des I. Bandes von Willy Andreas und Wilhelm von Scholz begann mit Arminius. Mit einem Federstrich verbannen die Herren Heimpel, Heuss und Reifenberg den „Befreier Germaniens", nach dem Wort des Tacitus, aus dem Tempel der „Großen Deutschen". Der neue I. Band dagegen beginnt mit Kaiser Karl I. als betont widervölkischem Präludium — seinen großen Gegner Wittekind erwähnt man nicht. Und ebensowenig wie der Reichsgründer Heinrich I. wird der tragische Kai-

ser Heinrich IV., der sich im Kampf gegen den gregorianischen Klerikalismus zerrieb, von den neuen Herausgebern für würdig befunden. Dafür erscheint neu im Namen des wieder über Deutschland herrschenden Klerikalismus der kirchlich approbierte strenggläubige Kaiser Heinrich III. Daß Zwingli wegblieb, mag noch angehen — doch dann beginnt die große Bilderstürmerei gegen all diejenigen, die völkischen Wesens verdächtig sind: weggelassen wird der Verteidiger der Marienburg, Heinrich von Plauen (gerade jetzt, da alle deutschen Kräfte und Planungen ausgerichtet werden sollten, den Osten unseres Reiches heimzuholen), weggelassen werden die Künstler Bernt Notke, Veit Stoss (will man hier vor der polnischen These kapitulieren, die den Künstler wegen seines langjährigen Aufenthaltes in dem damals halb deutsch besiedelten Krakau als Wit Stwosz für Polen beansprucht?) und sogar der große Peter Vischer, der Dichter Hans Sachs und der Musiker Heinrich Schütz!

Im II. Band wird die Tendenz, die mit der Verwerfung des Arminius begann, noch deutlicher in der Weglassung des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I. (eine Konzession an den armseligen Spießer-Liberalismus pantoffeltragender süddeutscher Kleinstadt-Demokraten), und Josefs II., des großen deutschen Kaisers in Oesterreich (eine späte Rache des Klerikalismus und Preisgabe des großdeutschen Gedankens)! Unerfindlich ist, warum der in der bisherigen Ausgabe enthaltene Erzherzog Carl, der Sieger von Aspern, verstoßen wurde.

Nun aber wird dieser II. Band zum Skandal: Es werden in ihm aus der Reihe der großen Deutschen verbannt Schleiermacher und der Philosoph Schelling — worüber man noch hinweggehen könnte —, weiterhin die Königin Luise — Verkörperung edlen deutschen Frauentums —, Ernst Moritz Arndt — vor dessen gewaltigem Geist die Herausgeber offenbar eine besondere Scheu haben — Turnvater Jahn, der Mann von Tauroggen: York — offfenbar als ergebene Verbeugung vor Washington —, und neben Hermann v. Boyen sogar der alte Blücher!

Unter den Denkern und Künstlern werden Gottfried Schadow — wohl weil er das preußische Königtum mit seiner Kunst verherrlichte —, Christian Rauch, selbst Moritz v. Schwind, Ludwig Richter und Spitzweg, der große Balladendichter Uhland und Jeremias Gotthelf ebenfalls verbannt! Dafür wird Novalis — wohl wegen seiner katholisierenden Tendenz —, der fast unbekannte Karl Philipp Fohr, der Entdecker der Homöopathie Samuel Hahnemann und Clemens von Brentano in die Reihe der Großen Deutschen aufgenommen. Die Tendenz wird immer deutlicher: es sollen diejenigen ausgemerzt werden, an denen sich der Wille zur nationalen Freiheit und zur Abschüttelung des Joches von 1945 aufrichten könnte. —

Im III. Band schlägt diese Tendenz geradezu Kapriolen durch die Erhebung des millionenfach verfluchten und zum Mörder gewordenen Rabbinersohnes Karl Marx (Mordechai) zum „Großen Deutschen"! Freilich, dafür muß auch der ehrwürdige und vornehme Kaiser Wilhelm I. weichen — wohl weil unter ihm unser Volk eine glanzvolle und glückliche Periode erlebte —! Und weiter müssen weichen: Hardenberg (obwohl

liberal, doch Preuße!) und v. d. Marwitz, überraschender Weise auch der Katholik Goerres — offenbar, weil er sich doch zum Reichsgedanken bekannte —, Thaer, der große Reformer der Landwirtschaft, der Denker R. R. Vischer, der bedeutende Kriegsminister v. Roon, der tiefsinnige Maler Böcklin, der Historiker Heinrich von Treitschke — wohl weil er das Wort prägte: „Die Juden sind unser Unglück" — Fritz Reuter und Theodor Storm, dieser wundertiefe deutsche Dichter — wohl weil er sich der Fremdherrschaft in Schleswig-Holstein nicht beugte und lieber ins Exil ging! — Sie werden alle abgebucht, denn sie waren alle — zu deutsch!

Und wen haben statt ihrer die Herren Heimpel, Heuß und Reifenberg aufgenommen? Gewiß — E. T. A. Hoffmann und den großen Geographen Karl Ritter mit gutem Recht, auch gegen die Aufnahme von August Borsig, Julius Robert Mayer, Friedrich Harkort, des wirklich bedeutenden Erzbischofs Wilhelm Emanuel von Ketteler soll nichts eingewandt werden — aber man darf zweifeln, ob Adolf Kolping, der Mann der katholischen Gesellenvereine, der fast ganz unbekannte Bernhard Riemann das Recht haben, vor Roon und Treitschke zu rangieren. Und man darf glattweg bestreiten, daß Georg Büchner als Dichter — wenn auch als Lieblingsdichter der Linken — einem Menschenschöpfer wie Fritz Reuter oder einem echten Dichter wie Storm auch nur annähernd gleichkommt. Dann wird uns — konnte man es anders erwarten? — natürlich Heinrich Heine aufgedrängt. Französischer Agent und im Grunde ein Wurzelloser in seiner Seele, der wohl deutsch gedichtet hat, (wie er, wäre er in Radom aufgewachsen, jiddisch, in Budapest ungarisch, in Paris französisch gedichtet hätte) — aber das eigentliche Wesen unseres Volkes nicht verstanden — und was er verstand, gehaßt hat. Das Judentum nimmt ihn für sich in Anspruch — man sollte ihn den Juden lassen. Und dann wird — wir sagten es schon — als „Großer Deutscher" Karl Marx aufgeführt. Dieser Zersetzer unseres Volkes, Schöpfer des internationalen Kommunismus, der Mann des Fluches für Millionen und Abermillionen Menschen aller Völker, der finstere Haß-Rebbe Londoner nebliger Nächte — er soll Deutscher sein? Nichts hat er mit unserem Volke gemeinsam als daß er unsere Sprache mißbraucht hat, um das Evangelium der Hölle zu predigen. Und nichts in der Welt hat er so infernalisch gehaßt wie das Deutschtum! Und nun machen Herr Heimpel, Heuß und Reifenberg ihn zum „Großen Deutschen"! Armes deutsches Vaterland!

Im IV. Band nun erreicht die widerliche Entdeutschung ihren Höhepunkt: Ausgestoßen werden der deutsche Humorist Wilhelm Busch und der bahnbrechende Volkskundler W. H. Riehl, der alte „Deutschdenker" Lagarde und Brehm, der führende Zoologe, sogar der alte — doch so christliche — Vater Bodelschwingh, der Dichter Gustav Freytag — man hat ihm seine Liebe zu den Germanen nicht verziehen —, Anselm Feuerbach, der bedeutende Arzt Ernst von Bergmann, der sehr nationale Geograph Ratzel, der Hofprediger Stöcker, Carl Peters — der die schwarz-weiß-rote Fahne nach Ostafrika trug —, Daimler, Benz, Graf Zeppelin, der Afrika-Forscher Schweinfurth, Lüderitz, Hagenbeck, der feinsinnige Arzt Schleich, Ludwig Thoma, die Dichter Liliencron, Dehmel, Dauthendey, Oskar v. Miller,

als Bahnbrecher deutscher Technik ... Doch auch der bedeutende Stratege Graf Schlieffen, der Schöpfer der deutschen Flotte Tirpitz, der tapfere Admiral Scheer, der Kampfflieger von Richthofen, der Staatsmann Helfferich, der Denker Moeller van den Bruck, der Stratege Conrad von Hoetzendorf, der tapfere Albert Leo Schlageter — sie alle sind ab 1945 keine Großen Deutschen mehr. Und um die Selbstbespeiung stilgerecht zu beenden, wird auch Hindenburg aus der Reihe der „Großen Deutschen" ausgestoßen!

Und wer ist nach Auffassung der Herren Heimpel, Heuss und Reifenberg ein „Großer Deutscher"? Nichts zu sagen gegen die Aufnahme von Rudolf Diesel, Gerhart Hauptmann, Max Planck, Hugo von Hofmannsthal, Richard Strauß und Oswald Spengler. Aber dann soll unser Volk als „Große Deutsche" verehren den längst versunkenen Politiker Friedrich Naumann (nur weil Herr Heuß eine besondere Vorliebe für ihn hat), den Maler Max Liebermann, den fast unbekannten David Hilbert, die beiden Juden Sigmund Freud und Albert Einstein, die eindeutig zum jüdischen, und nicht zu unserem Volk gehören, Friedrich Ebert (der gewiß keinen Vorrang vor Männern wie Tirpitz und Hindenburg verdient), den umstrittenen Musiker Arnold Schönberg, die längst wieder vergessenen Hans Poelzig und Max Beckmann. Und als vorletzter schließt die Reihe ab, der sich nicht gescheut hat, in seinem „Dr. Faustus" das deutsche Volk im Bilde eines syphilitischen Narren und Gernegroß zu verhöhnen — Thomas Mann. Und endlich folgt als trauriger Schluß der verhinderte Staatsstreichler Generaloberst Beck.

Die Herausgeber: Herr Reifenberg ist unbedeutend, mit dem seelisch etwas engbrüstigen Herrn Heimpel soll hier nicht gerechtet werden — er gedieh im Dritten Reich so gut wie heute wieder und ist ein braver historischer Methodiker, der von dem heißen Atem der Geschichte wohl nur selten einen Hauch verspürt —, bei Herrn Heuss ist es anders: Er ist nicht nur Wissenschaftler und Schriftsteller — er ist daneben Staatsoberhaupt. Daß er dies ist, darf man weder ihm noch dem deutschen Volke zur Last legen. Dennoch hätte Herr Heuss auch diese Stellung so ausfüllen können, daß er nicht noch Schwefel und Höllenstein in die brennenden Seelenwunden unseres geteilten und entrechteten Volkes gießt. Das aber hat der Schriftsteller Heuss getan — und er darf sich nicht wundern, daß dies sich auch auf das Staatsoberhaupt auswirkt. Wer ein Buch verantwortlich mit herausgibt, in dem eine solche beschämende Geschichtsverfälschung zur Erniedrigung des eigenen Volkes und zur Enthauptung seines nationalen Willens vorgenommen wird, der muß wissen, daß Millionen ehrenhafte, der Geschichte, Tradition und Ehre Deutschlands in tiefer Seele verbundene Deutsche zwischen sich und ihm einen Trennungsstrich ziehen.

Wir haben als geteiltes, in den Schmutz getretenes Volk, in der Tiefe unserer Bitterkeit und Verzweiflung fast nichts mehr als den Glanz gewesener Größe, den Segen der treuen Toten des Reiches — und den unzerstörbaren Willen, für diese und mit ihnen ein neues Reich aller Deutschen an Stelle der Widerlichkeiten von heute aufzubauen. Wer dem Volk seine Geschichte nimmt, seine großen Toten in die Vergessenheit stößt — der tötet es bis in die letzte Faser seiner Seele. Und darum haben wir das Recht und die Pflicht, gegen diese Schändung unserer Geschichte geharnischten Protest zu erheben!



Heydrich

PAUL BENEKE:

Die Rolle der "Gestapo"

Bis zum zweiten Weltkrieg galt in der öffentlichen Meinung der Welt die sowjetische GPU (NKWD—MWD) als Inbegriff des Schreckens, als Symbol des Polizeistaates. Seit 1945 nimmt nun der Begriff „Gestapo" diesen Platz in der westlichen Vorstellungswelt ein. Dieser Verdrängungsprozeß erfolgte keineswegs absichtslos. Noch entbehrt er der Ursache. So viel auch eine heftige und hektische Propaganda internationaler Machtgruppen dazu beigetragen haben mag, die verhaßten Deutschen moralisch zu brandmarken (1914 und 1939 von den gleichen Leuten mit den gleichen Methoden betrieben); diese Haß- und Greuelpropaganda erklärt nicht alles. Sie darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Geheime Staatspolizei begründeten Anlaß zu harter Kritik bot.

Entgegen der allgemeinen Auffassung ist die Gestapo niemals jener rein nationalsozialistisch tätige Polizeiapparat gewesen, als den man ihn damals und heute plakatierte. Die heutige Geschichtsschreibung zeigt die Fassade, verwehrt aber den Blick hinter die Kulissen. Man muß nämlich davon ausgehen, daß der Nachrichtenapparat der NSDAP buchstäblich schon bei seiner Geburt in den Strudel gegnerischer Zersetzung und Beeinflussungsbestrebungen geriet. Darüber schweigen natürlich die überlebenden Beteiligten. Die Aufdeckung ihrer Machenschaften würde ihr mühsam konstruiertes Geschichtsbild als Lüge entlarven. Jedenfalls saßen die Exponenten der gegnerischen Politik am Ende des ersten Jahres der Herrschaft Hitlers sorgsam und biedermännisch getarnt, fest verankert in den wichtigsten Schlüsselpositionen der NS-Organisationen. Von einer Zentrale aus gesteuert, gelang es ihnen durch nationalsozialistisch maskierte Diversionsakte die Politik des Dritten Reiches zu durchkreuzen, zu korrumpieren und zu kompromittieren. An der Auslösung sämtlicher innerer und äußerer Krisen des Reiches war dieser konspirative Gestapo-Zirkel führend beteiligt. Seine Aktionen sollten als der eine Zangenarm (innerhalb der Parteiorganisationen) koordiniert mit dem anderen Arm (in Wehrmacht und Reichsministerialbürokratie) durch vereinte Hebelwirkung die verhaßte Volksregierung Hitler stürzen.

Daher überrascht nicht, daß die Nachkriegs-Geschichtsschreibung es peinlich vermeidet, den Gestapo-Bereich, genauso, wie die anderen neuralgischen Punkte der seit 1933 wühlenden deutschen Verschwörung, näher zu beleuchten. Dies Tabu kommt nicht von ungefähr.

Stellte der Nürnberger Prozeß nichts anderes dar, als den großangelegten Versuch der Alliierten, ihre Kriegsschuld in eine solche des von innen bis zur Niederlage zermürbten Reiches umzufälschen, so entbehrte er doch keineswegs auch einer innerdeutschen Kompenente. Gleichzeitig war er näm-

lich auch der große Prozeß des innerdeutschen „Widerstandes", — so, wie ihn die Alliierten sahen, erlebt und an ihm Anteil hatten — gegen das Dritte Reich. In Ziel und Interessen einig, gingen hier die außen- und innerpolitischen Feinde der Hitler-Bewegung weite Strecken Hand in Hand. Das ergab sich fast zwangsläufig aus den Gemeinsamkeiten der Ursache der äußeren und inneren Niederlage des Reiches. Während die Alliierten sich bemühten, die wahren Verantwortlichkeiten für die Entstehung des Krieges und den Anteil der deutschen Helfer an der militärischen Niederlage zu verschleiern, zogen die dort vorgeführten Exponenten des „Widerstandes" (Lahousen, Gisevius, Halder) nicht nur am selben (Galgen-) Strang, sondern versuchten überdies zum heimischen Konsum eine sie rechtfertigende Geschichtslegende aufzubauen. Beide befanden sich dabei in einer echten Zwangslage. Weder durften die Alliierten zugeben, daß sie sich 1938/39 durch die hartnäckigen Staatsstreichangebote der deutschen Hitlergegner, — denen sie wegen der zahlreichen, von ihren eigenen Geheimdiensten beobachteten, gelungenen Sabotagakte gegen Hitlers Politik einen „so ungewöhnlichen politischen Kredit"[1]) beigemessen hatten, — zu dem kriegerischen Abenteuer der Kriegserklärungen von 1939 hatten verleiten lassen, und daß sie den Konsequenzen nur dadurch entrannen, daß deutsche Helfershelfer die deutsche Kriegsführung ruiniert und sabotiert hatten. Noch konnte der Kern des deutschen „Widerstandes" sich zu sämtlichen Konsequenzen seiner jahrelangen verderblichen Aktivität bekennen. Denn ein offenes Eingeständnis, daß seine eigenen außenpolitischen Putschangebote von 1938/39 überhaupt erst diesen Krieg heraufbeschworen, daß zweitens im Krieg sein hartnäckiges hintergründiges Rütteln am Gebälk der deutschen militärischen Operationen überhaupt erst das Reichsgebäude zum Einsturz gebracht hatte — ein solches Eingeständnis konnten sich die wenigen, voll eingeweihten, Ueberlebenden des inneren Kreises nicht leisten. Unzweifelhaft hätte es ihr politisches und moralisches Ende, — auch bei den Gutgläubigen im eigenen Lager, — bedeutet.

Nicht grundlos verzichteten also die Nürnberger „Richter" grundsätzlich auf die Erörterung der innerdeutschen Vorgänge von 1933 bis 1945 einschließlich der Judenverfolgungen. Weder der Reichstagsbrand, der sogenannte Röhm-Putsch, die Blomberg-Fritsch-Krise, noch die Reichskristallnacht kamen voll zur Sprache. Zur Ueberraschung deutscher Beobachter wurden diese „Fälle" an den Rand geschoben.

Man kann also nicht umhin festzustellen, daß in diesem Sinne Nürnberg nichts anderes darstellte, als eine gigantische Geschichtsfälschung, ein verlogenes „Verschieben der Verantwortlichkeit". Zugleich aber auch eine, in justizähnlicher Drapierung vorgenommene, gewaltsame Beseitigung von Zeugen, deren Mundtotmachung man zwecks Aufrechterhaltung der neuen Geschichtslegende dringend benötigte. Gedacht ist dabei an Jodl und Kaltenbrunner. Aber auch Ribbentropp, der viele Vorgänge im Auswärtigen Amt hätte klären können, gehört dazu.

HEYDRICHS WEG ZUM SD.

Immerhin sind genügend Bausteine des Komplotts übrig geblieben, um eine Rekonstruktion des verhängnisvollen Geheimdienst-Spiels zu erlauben, dem Volk und Reich erlagen. Seinen Anfang bildet der Versuch des militäri-



Gisevius



v. Bredow



Klausener

schen Geheimdienstes der Reichswehr, noch zur Zeit der Weimarer Republik, den in der Formierung begriffenen Nachrichtendienst der NSDAP zu unterwandern. Nur wenige wissen, daß mit ihm der Name Reinhard Heydrichs verknüpft ist, jenes Oberleutnants z. S., der 1931 den schlichten Abschied bekam, im Dritten Reich einen steilen Aufstieg erlebte, bis ihn die Mörderkugel aus England ereilte. Die Hintergründe des Ehrenverfahrens, daß zur plötzlichen Verabschiedung des schon vorher als Nationalsozialisten bekannten Offiziers führten, sind bis heute dunkel geblieben. Vermutlich ist es arrangiert worden, um ihn in die Hand zu bekommen. Denn anschließend wurde Heydrich von Canaris in einer geheimen Unterredung angeboten, für den militärischen Nachrichtendienst zu arbeiten, indem er ihm nahelegte, sich um die Leitung des gerade in München vakant gewordenen „Sicherheitsdienstes" (SD) zu bewerben.[3]) Als Heydrich in München ankommt, trifft er bereits einen anderen Bewerber um die SD-Führung vor, einen Polizeioffizier, der sich später als Spitzel der Preußischen Politischen Polizei entpuppte. Heydrichs Empfehlungen müssen aber die besseren gewesen sein, — dank der weitgehenden Förderung durch Canaris, — denn er obsiegt. Aus dieser Hilfe beim politischen Start des jungen Offiziers erklärt sich wohl auch Heydrichs langjährige Vertrauensseligkeit und Befangenheit gegenüber der Abwehr.

Dieser Vorgang enthüllt allerdings nur einen Zipfel jenes Spitzelnetzes, mit dem die „Abwehr" in den Jahren 1931/33 sämtliche Organisationen der NSDAP, SA und SS, durchsetzte. Das entsprach der Politik General Schleichers, der sich diese Massenbewegung seiner militärischen Hausmachtpolitik dienstbar machen wollte. Wenn Canaris dabei mitwirkte, so als Vertrauensmann des eigentlichen Abwehrchefs, des Obersten v. Bredow, dem im Juni 1932 Kapt. z. S. Konrad Patzig folgte. Ueber den Umfang dieses Netzes wissen wir nur wenig, da die Aktivität und Identität dieser V-Männer nur gelegentlich an die Oberfläche kam. Am besten übersehen wir es im Bereich der Berliner SA-Gruppe. Dort arbeiteten neben dem Grafen Helldorf noch der Pour-le-Merité-Flieger Gerth, sowie ein Dr. Martin für „Abwehr" und Politische Polizei. [4])

DIE GRÜNDUNG DES „GESTAPA"

Man kann diese Vorgänge nicht richtig bewerten, wenn man außer Acht läßt, daß die NSDAP seit 1930 überraschend zur zweitstärksten Partei aufgerückt war, und sich seitdem in einem, nur einmal unterbrochenen, Wachstumsprozeß zum stärksten politischen Faktor entwickelte. Ihre „Machtergreifung" stand seit 1932 unvermeidlich bevor und konnte nur durch verschie-

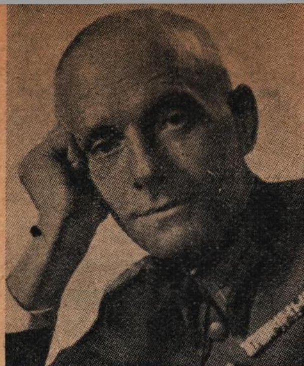
dene Kulissen-Manipulationen bis Anfang 1933 verschoben werden. Bekannt ist jedenfalls, daß sich die politischen Gegnergruppen seit 1932 insgeheim darauf einrichteten.

Als nun Hitler am 30. Januar 1933 die Kanzlerschaft übernahm, waren sich sämtliche inneren Gegner, einschließlich sogar der kommunistischen Massenbewegung, die anstelle einer Revolution schnellstens in die Illegalität untertauchte, klar darüber, daß angesichts dieser überwältigenden Massenbewegung, die mit der Gewalt einer „nationalen Revolution" die Mehrheit des deutschen Volkes an sich riß, eine offene Auflehnung unmöglich geworden war. Sogar General v. Schleicher, der bisher mächtige Reichswehrpolitiker und sein Kreis, mußten sich dieser Erkenntnis beugen. Die Besprechung in der Bendlerstraße vom 29. Januar 1933 bezeugt das. Seine Anhänger geben das zu, verschweigen aber, daß gleichzeitig aber wegen dieser Erkenntnis eine neue Taktik ausgearbeitet wurde, deren erste Anwendung dann die Reichstags-Brandstiftung darstellte. Es blieb eben nur die Zuflucht zu illegalen Aktionen, sowie die systematische Aushöhlung des Hitler'schen Machtapparates durch Eroberung von innen her übrig. Nur wenn es gelang, wichtige Schlüsselpositionen mit geeigneten und unverdächtigen Vertrauensleuten zu besetzen, dann schien es möglich, mit Hilfe des eroberten Apparates Hitler doch noch trotz seines wachsenden Rückhaltes im deutschen Volk zu Fall zu bringen und sich an seine Stelle zu setzen.

Von Anfang an verfügten die Verschwörer über das denkbar beste Machtinstrument, die stets der Schleicher'schen Hauspolitik treu ergebene „Abwehr" am Tirpitzufer. Nicht zufällig reißt hier um die Jahreswende 32/33 der „Bekenntnischrist" Major Oster die Initiative an sich. Die Verbindung der preußischen politischen Polizei, der Abteilung IA des Polizeipräsidiums, stellt deren früherer Abwehr-Sachberater, Kriminalrat Heller, her. Nicht zufällig stößt gleichzeitig Dr. Otto John, — im Februar 1933 Teilnehmer an der Reichsbrandstiftung, — hinzu und wird später geschickt in die Lufthansa eingeschoben. Auch das Justizministerium wird einbezogen. Durch Dr. v. Dohnanyi, der seit 1929 als Sachbearbeiter des RJM für Landesverratsfälle zum engsten Mitarbeiterkreis der „Abwehr" gehörte und als persönlicher Referent des Ministers die reichen Hilfsmittel des Amtes in die Verschwörung einbringt. Das Auswärtige Amt war sowieso eine sichere Trumpfkarte der Verschwörer und zu den Stützpunkten im Innenministerium gehörte die Polizeiabteilung (früher Klausners Revier), in der nun Hans-Berndt Gisevius saß.

Wenn auch der in der ersten Aufregung über den Sturz Schleichers unternommene Versuch, durch eine abgestimmte Aktion von „Abwehr" und Politischer Polizei über den von diesen inszenierten Reichstagsbrand die Ausrufung des Ausnahmezustandes zu erzwingen und dann durch Zuschieben der „vollziehenden Gewalt" an einen nahestehenden General auf kaltem Wege zur Militärdiktatur und damit zum Sturze Hitlers zu kommen, mißlang, so blieben doch weitere Wege offen. Vor allem blieb die so vertraute geheimdienstliche Kampfesmethode.

Als erstes Objekt dieses untergründigen Ringens bot sich das neugegründete „Geheime Staatspolizei-Amt" (Gestapa) sozusagen von selbst an. Hier gab es bereits einflußreiche Mitverschwörer, wie den späteren Reichskriminaldirektor Arthur Nebe und u. a. die Kriminalkommissare Kopkow



Oster



Helldorf



Dohnany

und Heissig. Wenn Rudolf Diels, der erste Gestapa-Chef, feststellt: diese Beamten hätten Schleichers Versuch, sich mit autoritären Mitteln über die Krise hinwegzusteuern begeistert unterstützt[5]), so bezieht sich das auf die Masse der höheren Beamten und drückt er sich ausgesprochen vorsichtig aus. Tatsächlich gehörte von den nach 1933 im Amt verbliebenen Beamten „ein großer Teil dem katholischen Zentrum" an, und hielt bis zum 30. Juni 1934 geheime Verbindung mit ihrem früheren Vorgesetzten, dem ehemaligen Leiter der Polizeiabteilung des Innenministeriums, Ministerialdirektor Klausener, dem gleichzeitigen Leiter der Berliner „Katholischen Aktion" aufrecht.[6])

Angesichts dieser Tatsachen mutet es merkwürdig an, daß ausgerechnet diese Polizei sich nach dem 30. Januar 1933 zu massiven Mißhandlungen politischer Gegner des Nationalsozialismus hinreißen ließ. Hinter diesen „Ausartungen der Polizei" [7]) darf heute ein ganz bestimmtes System vermutet werden, ein jesuitisches Bemühen, die neue Herrschaft zu kompromittieren und ihr Feinde zu machen.

Den Auftakt dieses unterirdischen Kampfes um die Macht über die Geheime Staaatspolizei bildete ein sehr subtiles Manöver, das aus der „Abwehr" kam. Noch im Februar 1933 „meldeten sich drei Offiziere bei Göring . Sie schlugen die Gründung eines Reichsnachrichten-Amtes vor, in dem alle geheimen Nachrichtendienste zusammengefaßt werden sollten" [8]), aber Göring lehnte ab, weil er „die große Chance, die eine solche Zentrale aller Geheimdienste jedem Machtpolitiker eröffnete" erkannte: „Diesen Plan mit dem zentralen Nachrichtenamt müssen Sie sich aus dem Kopf schlagen, sagte er deshalb zu seinen Besuchern. ‚Die politische Geheimpolizei muß ebenso selbständig bleiben, wie die Abwehr der Reichswehr'." An dieser Ablehnung scheiterte der großangelegte Uebertölpelungsversuch der Schleicherschen „Abwehr", die scheinlegale Sicherung des alleinigen Geheimdienstmonopols zum Kampfe gegen Hitler.

Dieser Rückschlag zwang zur hintergründigen Eroberung des neuen „Gestapa". Deren Chef, Rudolf Diels, stand aber im Wege, da er unter Anlehnung an Göring eigenen Kurs steuerte. Er wollte „das leidlich funktionierende Räderwerk des Reichsstaates in Gang halten". Grade das mißfiel aber den Verschwörern, da deren Plan die Staatspolizei durch geheime Helfer „in den Dienst des Antisemitismus und der Kirchenfeindschaft stellen" wollte, um latente Gefühle der nationalsozialistischen Massen zum Exzeß aufzupeitschen. Zwei internationale Mächte sollten auf den Nationalsozialismus gehetzt werden. In Graf Helldorf besaß man einen erfahrenen „Pogrom"-Spezialisten, der sogar großen Einfluß auf Dr. Goebbels hatte. Seine

Auftraggeber in der „Abwehr“ hatten über ihn seit 1931 einen reichen Erfahrungsschatz gesammelt. Jetzt konnten aber diese „Exzesse“, — unerläßliches Requisit revolutionärer Strategie, — nur noch durch willfährige Helfer im NS-Machtapparat organisiert werden, da seit 1933 kein Vorwand mehr für sie existierte. [9]) Deswegen mußte Diels fallen. Mit seiner Erledigung wurde der wegen seiner NS-Tarnung als unverdächtig geltende Regierungsrat Nebe betraut. Als Assistenz teilte man ihm den im Dienste der „Abwehr“ stehenden deutschnationalen Jugendführer Gisevius zu.

Ende Oktober 1933 zeitigte Nebes hinterhältige Kampagne den ersten Erfolg. [10]) Der bei Hitler und Göring als Kommunist verschrieene Diels sah sich bedroht und flüchtete. Später sagte man ihm: „Es ist versucht worden, Sie bei Göring und Hitler als Kommunisten darzustellen.“ Nebes heimtükkische Methode geht deutlich aus diesem Trick hervor. Die Freude der Verschwörer dauerte nicht lange. Dieser „erfreuliche Ansatz“ (Gisevius) sollte auf dem Umweg über eine „Kommission zur Reorganisation der Gestapo“ diese in die Hände von Nebe und Gisevius bringen, erwies sich aber bald als mißglückte Spekulation.

Zum zweiten Male durfte man dasselbe Spiel nicht wagen; es mußte ein anderer Weg beschritten werden. Von der etwas kompromittierten Berliner Polizeigruppe aus konnte man keinen neuen Ansatz finden. Aber in die Hände von Diels oder gar der SA durfte man die Gestapo auch nicht geraten lassen. Deshalb mußte man den Münchener SD ins Spiel bringen. Diesen glaubte man voll in der Hand zu haben: Heydrichs Vergangenheit wegen und weil man ihn inzwischen erfolgreich unterwandert hatte.

1) In England wußte man damals folgendes: „... daß im Laufe der Jahre 1938/39 die Verschwörung Gestalt gewann und über die Schattenregierung hinaus fast ein Schattenstaat wurde, mit Vertrauensleuten in jedem Ministerium und jeder Behörde, **sogar in der Gestapo.**“ (Sebastian Haffner „Beinahe. Die Geschichte des 20. Juli 1944“. Neue Auslese 8/47).

2) Einen „Erfolg Hitlers unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu verhindern, auch auf Kosten einer schweren Niederlage des Dritten Reiches, war unsere dringlichste Aufgabe“, charakterisierte Fabian v. Schlabrendorff diese Mentalität. („Offiziere gegen Hitler“, S. 43).

3) Vgl. Heinz Kiel „Canaris zwischen den Fronten“, S. 17. Dasselbe behauptet auch W. Hagen (Dr. Höttl) in „Die geheime Front“, S. 113: „Danach wäre Heydrich ein Agent des Admirals Canaris gewesen mit dem Auftrag, alle Vorgänge in der NSDAP zu erkunden, vielleicht auch das Regime von innen heraus zu schädigen, womöglich zu zerstören. Später habe sich Heydrich freilich von Canaris emanzipiert, aber es doch vermeiden müssen, daß der Abwehrchef sein geheimes Wissen über ihn preigab.“ Ganz so plump wird aber Canaris die Angelegenheit kaum aufgezogen haben. Seine Maske war die persönlicher Hilfsbereitschaft. Das geht auch aus den Angaben H. Kiels hervor: „Canaris deutet an, daß er gern über die Arbeit des Politikers und den Fortschritt der Bewegung informiert werden möchte. Er würde seinerseits auch Hitler Informationen zukommen lassen, die für die Partei wichtig sein können. — Heydrich sagt freudig ja und nimmt, wenn auch etwas beschämt, das angebotene Geld, über das Canaris reichlich verfügt.“

4) „Unsere Freunde im Gruppenstab der SA, Dr. Martin und Gehrt“, schreibt Diels („Lucifer ante portas“, S. 298). Für Gerth und die „Abwehr“ bestätigt durch M. Graf Soltikow „Rittmeister Sosnowski“.

5) Diels aaO, S. 167.

6) Diels, S. 418 „Sie (v. Kessel vom AA und der Industrielle Otto Wolff, der an Schleichers prosowjetischer Politik Millionen verdient hatte) wußten von Klausners Aktivität und seinen Verbindungen mit meinen in der Mehrzahl katholischen Mitarbeitern.“ Ein Unschuldslamm war Klausner demnach nicht.

7) Diels, S. 252.

8) H. J. Wackenbruch „Der dritte Mann hört mit“ („Der Fortschritt“ 27. 2. 53)

9) Diels, S. 356.

10) Hämisch gesteht Gisevius das ein: „... kam er (Nebe) zu dem untrüglichen Schluß, jener Rudolf Diels, der jetzt sein Gestapochef war, sei in Wirklichkeit ein verkappter Kommunist ... Nebe bohrte bei Daluege, ich lag Grauert in den Ohren. — Für Diels zog eine Schlechtwetterperiode herauf. Es blieb nicht ganz erfolglos, daß wir gegen seine unerfreuliche Erscheinung Sturm liefen.“ (S. 62/63).

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft: Wie Gruppenführer Heinrich Müller zur Gestapo kam. — Die Gestapo und die Krisen des Dritten Reiches. — Heinrich Müller und die „Endlösung der Judenfrage“.)

HERBERT BEHN:

Wirtschaftsdiktatur als Mittel zur Weltherrschaft



Morgenthau

Die U.S.A. waren unter ihrem Präsidenten McKinley (1897—1901) durch den siegreichen Krieg gegen Spanien und den Erwerb auswärtiger Besitzungen in die Reihe der Weltmächte getreten. Ihre wirtschaftliche Entfaltung erhielt damit einen zusätzlichen Auftrieb und beschleunigte die Zusammenballung unermeßlicher Kapitalien in den Händen weniger Handels-, Industrie- und Banktrusts. Diese, damals wie heute getrieben von hemmungsloser Macht- und Gewinngier, drückten unter dem Banner der Wirtschaftsfreiheit die wirtschaftlich Schwächeren in brutalster Rücksichtslosigkeit an die Wand. Die sozialen Mißstände wurden verschärft durch betrügerische Aktienspekulationen größten Ausmaßes und die Wirtschaftskrisen (besonders 1907), die den Trusts, von ihnen künstlich herbeigeführt, erneute Riesengewinne durch den billigen Ankauf der zusammengebrochenen Unternehmen brachten. Präsident Taft (1909 —1913) bemühte sich, diese schamlosen Verhältnisse durch Schaffung von Anti-Trust-Gesetzen zu beheben und gesündere wirtschaftliche und soziale Zustände zu erreichen.

Als unter seinem Nachfolger Wilson (1913—1921) die Einkreisungspolitik gegen Deutschland, die vor allem der englische König Eduard VII. wegen der deutschen weltwirtschaftlichen Konkurrenz betrieben hatte, zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges geführt hatte, waren die U.S.A. trotz allem in Europa mit 4 Mrd. Dollar verschuldet. Jetzt sahen die Trusts ihre Stunde gekommen: unter Entfesselung einer maßlosen Lügen- und Greuelpropaganda gegen Deutschland wurde in zunehmendem Maße die gesamte Wirtschaft der U.S.A. für Kriegslieferungen an die Alliierten eingesetzt. Nach Erschöpfung aller Barmittel und Abtretung aller Anlagen Englands in den U.S.A. wurden den Alliierten riesige Kredite gewährt. Hierbei spielten eine entscheidende Rolle die Federal-Reserve-Banken, eine private Gemeinschaftsgründung seitens 5 der größten amerikanischen Privatbanken. Sie war noch rechtzeitig vor dem Krieg auf Betreiben des aus Hamburg stammenden Bankiers Paul M. Warburg, eines Mitinhabers der weltbekannten jüdischen Großbank Kuhn, Loeb u. Cie., zustandegekommen und unter Wilsons Präsidentschaft durch besonderes Gesetz als Zentralinstitut für das gesamte Bundeskreditwesen der USA sanktioniert worden (vgl. hierzu Severin Reinhard, Spanischer Sommer, 2. Aufl., Buenos Aires, Prometheus-Verlag, 3. Kapitel). Henry Ford hat sich in seinem weltbekannten Buch „Der internationale Jude" (1921/22) in Kap. 22 und 23 eingehend mit dem unheilvollen Wirken dieser Reserve-Banken befaßt und zitiert hierbei folgende Aeußerung

Warburgs: „Diese Zentralbanken sind, wenn sie auch auf gesetzlicher Grundlage beruhen, Privatunternehmen, stellen aber halbamtliche Organe dar, indem sie das Privileg der Ausgabe von Banknoten haben und die Hüter fast sämtlicher Edelmetallreserven des Landes und die Verwalter der öffentlichen Gelder sind.“ Als Ergebnis seiner Untersuchungen stellt Ford schon damals (1922) fest: „Die Fragen der nationalen Politik müssen sich also den Interessen der Finanzgewaltigen beugen.“

Als im Verlauf des Ersten Weltkrieges infolge des heldenhaften deutschen Widerstandes die Lage der Alliierten schwierig wurde und die in das Kriegsgeschäft gesteckten Gelder gefährdet erschienen, war der Kriegseintritt der USA für die Trusts die einzige Möglichkeit, unter Investierung weiterer Milliarden des amerikanischen Volksvermögens die gewaltige Transaktion zu einem gewinnbringenden Ende zu führen. Als Deutschland 1918 zusammenbrach, war aus den 4 Milliarden Dollar Europaschulden der USA ein Guthaben von 11½ Milliarden geworden, wozu die bereits während des Krieges erlangten Bar- und Sachleistungen traten, und der Schwerpunkt der Weltfinanz hatte sich zu einem großen Teil von London nach New York verlagert.

II.

Für die USA begannen nun einige Jahre weiteren wirtschaftlichen Aufstiegs. Dank der während des Krieges gewaltig vergrößerten Produktionskraft und der Befriedigung des während des Krieges ungedeckt gebliebenen Bedarfs konnten in den „fabulous twenties“ (1919—1926) riesige Gewinne erzielt werden. Doch zeigten sich schon bald Schwierigkeiten:

Die deutschen Produktionsmöglichkeiten waren durch den Krieg nicht beeinträchtigt worden. Die Alliierten zwangen also den verhaßten deutschen Konkurrenten zu unermeßlichen Sachleistungen. Die Folge war eine doppelte: einerseits brachen die deutsche Volkswirtschaft, die deutschen Staatsfinanzen und damit die deutsche Währung zusammen (1923). Durch den Dawes-Plan (1924) suchte man die Grundlagen der deutschen Zahlungsfähigkeit wiederherzustellen, um es den Alliierten zu ermöglichen, durch geregelte deutsche Zahlungen ihre Schulden bei den USA abzutragen. Gleichzeitig investierte man in dem allen Kapitals beraubten Deutschland amerikanische Gelder, die bei den hohen Zinssätzen und dem erhofften Aufschwung reiche Verdienste versprachen. Schon bald aber zeigte sich, daß man die deutsche Leistungsfähigkeit überschätzt hatte, so daß man im Young-Plan (1930) die Verpflichtungen erneut herabsetzen mußte. Anderseits waren inzwischen bei den Alliierten ebenfalls Wirtschaftskrisen größten Ausmaßes ausgebrochen, vor allem, weil die riesigen deutschen Reparationsleistungen die Drosselung der eigenen Produktion verursachten. Die Folgen waren zunehmende Verschuldung der Alliierten, Abwertung der Währungen (Pfundstabilisierung 1925, Abwertung in Belgien 1925, in Frankreich 1928), Devisenbewirtschaftung, Abschluß zweiseitiger Handelsverträge usw., alles Ursachen, die auch den Absatz amerikanischer Waren erschwerten. Inzwischen hatten die USA, um die Wirtschaftslage und damit die Zahlungsfähigkeit der Alliierten zu heben, auch diesen weitere Kredite gewährt. So wurde zwar New York immer mehr das Zentrum der Weltfinanz. Aber infolge der bleibenden Wirtschaftsschwierigkeiten

und der Geldentwertungen konnten diese Kredite ebensowenig zurückgezahlt werden wie die Kriegsschulden und die nach Deutschland gewährten Anleihen. Am 24. 10. 1929, dem „schwarzen Freitag", brach mit dem New Yorker Börsenkrach über die USA und über die ganze Welt eine mit riesiger Arbeitslosigkeit verbundene Wirtschaftskrise größten Ausmaßes herein.

Roosevelt (1933—1945) versuchte, mit dem „New Deal", mit weitgehender Planwirtschaft zur Arbeitsbeschaffung. mit Hilfe der (gescheiterten) Internationalen Währungskonferenz in London (1933) und der Dollarabwertung (1934 auf etwa 59 %) Besserung zu schaffen. Da kommt als Rettung der Zweite Weltkrieg, der Behebung aller wirtschaftlicher Schwierigkeiten und den Trusts eine reiche Ernte verspricht.

III.

Aber die USA, d. h. ihre Trusts, hatten aus der Wirtschaftsgeschichte der Jahre 1919—1939 gelernt, und das war entscheidend auch für ihre Maßnahmen gegen Deutschland: sie hatten die Ursachen erkannt, die sich ihnen auf ihrem Weg zur Herrschaft über die Weltwirtschaft hemmend in den Weg gestellt hatten, die den Schuldnern die Rückzahlung der USA-Kredite und den USA den Absatz ihrer Produkte, die Beschaffung der Rohstoffe und die Anlage ihrer Kapitalien erschwert hatten:

1. der störende Einfluß der deutschen Reparationen,
2. die selbständige Währungspolitik der Staaten (Abwertung und Devisenbewirtschaftung zur Regelung des Außenhandels nach den Bedürfnissen der nationalen Wirtschaft),
3. die Zollpolitik und andere Maßnahmen der Staaten zum Schutz der eigenen Wirtschaft.

Um das erneute Auftreten dieser Hindernisse nach dem Zweiten Weltkrieg rechtzeitig auszuschalten, griffen die USA zu drei Gruppen von Maßnahmen, deren wesentlichste mit den Namen des Präsidenten Roosevelt und des berüchtigten Vertreters der alljüdischen Weltfinanz, des damaligen US-Staatssekretärs Henry Morgenthau jr. verknüpft sind:

Erstens zum Morgenthau-Plan (unterzeichnet von Roosevelt und Churchill). Hauptzweck: Deutschland soll als Industriestaat und internationaler Wirtschaftsfaktor verschwinden, das deutsche Volk soll dezimiert werden, der Rest verelenden. Teilweise verwirklicht durch die Abkommen mit den Sowjets in Jalta und Potsdam (besonders die Geheimabkommen), die Maßnahmen des alliierten Kontrollrates und der Militärregierungen und zahllose Gewaltakte. Erwähnt seien hier nur die Vereinbarung mit den Sowjets in Jalta, wonach diese auf die Dauer von 20 Jahren 2 Millionen deutsche Zwangsarbeiter halten dürfen, die in Potsdam vereinbarte Austreibung der Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder—Neisse-Linie, dem Sudetenland usw. (dabei über 3 Millionen Ermordete!), die Umbringung deutscher Kriegsgefangener durch schlechte Behandlung in Rußland und im Westen (z. B. im USA-Kriegsgefangenenlager Bresenheim bei Kreuznach allein über 25.000 Tote), im Oktober 1945 Auslieferung von etwa 180.000 deutschen Kriegsgefangenen durch die USA als Zwangsarbeiter an Frankreich und Belgien, zwangsweiser Abtransport deutscher Wissenschaftler nach den USA, Verhungerungspolitik 1945—1948, Zerstörung der deutschen Industrie durch

Demontagen und Herstellungsverbote. Auflösung ihrer Forschungslaboratorien und ihrer Organisation, Raub aller Patente und Fabrikmarken, Verbot der Seeschiffahrt, Waldverwüstung, Entfernung fast der gesamten deutschen geistig führenden Schicht aus ihren Stellungen durch die „Denazifizierung", usw. Erst als die USA erkennen, daß sie bei einem möglichen Krieg gegen die Sowjets auf das deutsche Kanonenfutter und die Mithilfe der deutschen Industrie nicht verzichten können, setzt eine Milderung ein.

Zweitens: zum Abkommen von Bretton Woods v. 22. 7. 1944 betr. Gründung eines „Internationalen Währungsfonds" sowie einer „Bank für Wiederaufbau und Entwicklung" (Weltbank genannt). Hauptzweck des Internationalen Währungsfonds, der unter dem maßgeblichen Einfluß des damaligen US-Staatssekretärs Morgenthau zustandekommt, ist: Die Staaten sollen verpflichtet bleiben, ihre Währungen auf der Goldbasis zu stabilisieren und auf jede weitere selbständige Währungspolitik zu verzichten. Damit soll ihnen das wichtigste Instrument einer nationalen Wirtschaftspolitik, der Einfluß auf den Wechselkurs und die Devisenpolitik, entrissen werden, damit die Abwendung vom bilateralen zum multilateralen Handelsverkehr erfolgen kann und die Bahn frei wird für eine ungehemmte Ausdehnung des USA-Außenhandels.

Drittens: zu den Abkommen von Havana v. 24. 3. 1948 („Carta des Welthandels" und Gründung der „Internationalen Handels-Organisation" — O. I. C. —), die auf der Grundlage des Clayton-Planes v. 25. 10. 46 bezwekken: Verpflichtung der Mitgliedstaaten zur Aufhebung aller Ein- und Ausfuhrbeschränkungen jeder Art, Verhinderung zweiseitiger Handelsabkommen, Beseitigung von Schutzzöllen usw. Sie bestimmen u. a.:

a) die beteiligten Nationen gestehen sich gegenseitig das Recht auf Meistbegünstigung zu in Bezug auf Zahlungsüberweisungen, Zölle, Abgaben und Ein- und Ausfuhrregelungen (Kap. IV Art. 16),

b) Abgaben und Binnenhandelsbestimmungen dürfen die aus anderen Mitgliedstaaten importierten Waren nicht höher belasten als die eigenen Produkte (IV 18),

c) mengenmäßige Ein- und Ausfuhrbeschränkungen sind allgemein untersagt (IV 20).

Ergänzt werden die genannten Abkommen durch eine Fülle weiterer Vereinbarungen, die auf den zahlreichen internationalen und interamerikanischen Konferenzen seit 1939 getroffen worden sind.

Während alle diese Maßnahmen in erster Linie wirtschaftsimperialistische Bestrebungen verfolgen, gehören die entscheidend wichtige Truman-Doktrin vom 12. 3. 1947 (Gewährung von „Hilfe für die in ihrer Freiheit bedrohten freien Völker") und die zu ihrer Durchführung ergriffenen Schritte, vor allem der Marshall-Plan v. 5. 6. 1947 (mit der bezeichnenden Präambel: „Um den Weltfrieden und den allgemeinen Wohlstand, die nationalen Interessen und die Außenpolitik der Vereinigten Staaten zu fördern ...") und der Nordatlantik-Pakt vom 4. 4. 1949, zur Gruppe der ausgesprochen außenpolitischen Mittel, dazu bestimmt, den USA den Sieg in einem Dritten Weltkrieg zu sichern, den sie gegen das größte Hindernis auf ihrem Weg zur Alleinherrschaft in der Welt zu führen haben werden, gegen Sowjetrußland.

GÜNTER BARDEY:

Die Grundlagen des Osmanischen Reiches

Um 1230 n. d. Ztw. siedelt der gleichfalls türkische Sultan von Ikonium einen turkmenischen Reiterstamm in seinem Gebiet an, der auf seinem Wanderwege aus den Steppen Mittelasiens hier in den Raum der alten Welt eintritt. Schon wenige Jahrzehnte später, etwa um 1288 n. d. Ztw., schwingt sich der Führer dieses Volksstammes, Osman I. (1288—1309) zum selbstständigen Herren von Bithynien auf und verbleibt nur noch in einem losen Lehnsverhältnis zum Sultan von Ikonium, dem damaligen unbeschränkten Herrscher des vorderasiatischen Raumes. Nachdem 1258 das arabische Kalifat den mongolischen Reiterheeren des Dschingis Khan erlegen war, wird nun dieses neue Staatsgebilde zum entscheidenden Vorkämpfer des Islams. Zwischen diesen beiden mohammedanischen Führungsnationen, die Araber einerseits, die Türken andrerseits, besteht jedoch ein grundlegender Unterschied: Die arabischen Völker entwickelten schöpferisch eine hohe Eigenkultur, deren Zeugen noch heute von Cordoba bis Agra sichtbar sind, sie beeinflußten in erheblicher Weise alle Kulturen der alten Welt, und zwar auf allen Gebieten des Lebens. Die Türken dagegen sogen wohl fremde Kulturen in sich auf und nahmen deren Eigenarten und Kenntnisse an, vorausgesetzt, daß diese nicht von ihnen zerstört wurden, aber niemals gelang es ihnen trotz aller religiösen Begeisterung eine eigene Kultur auf den Trümmern des Zerschlagenen zu entwickeln; die Ansätze hierzu beginnen erst im 19. Jahrhundert.

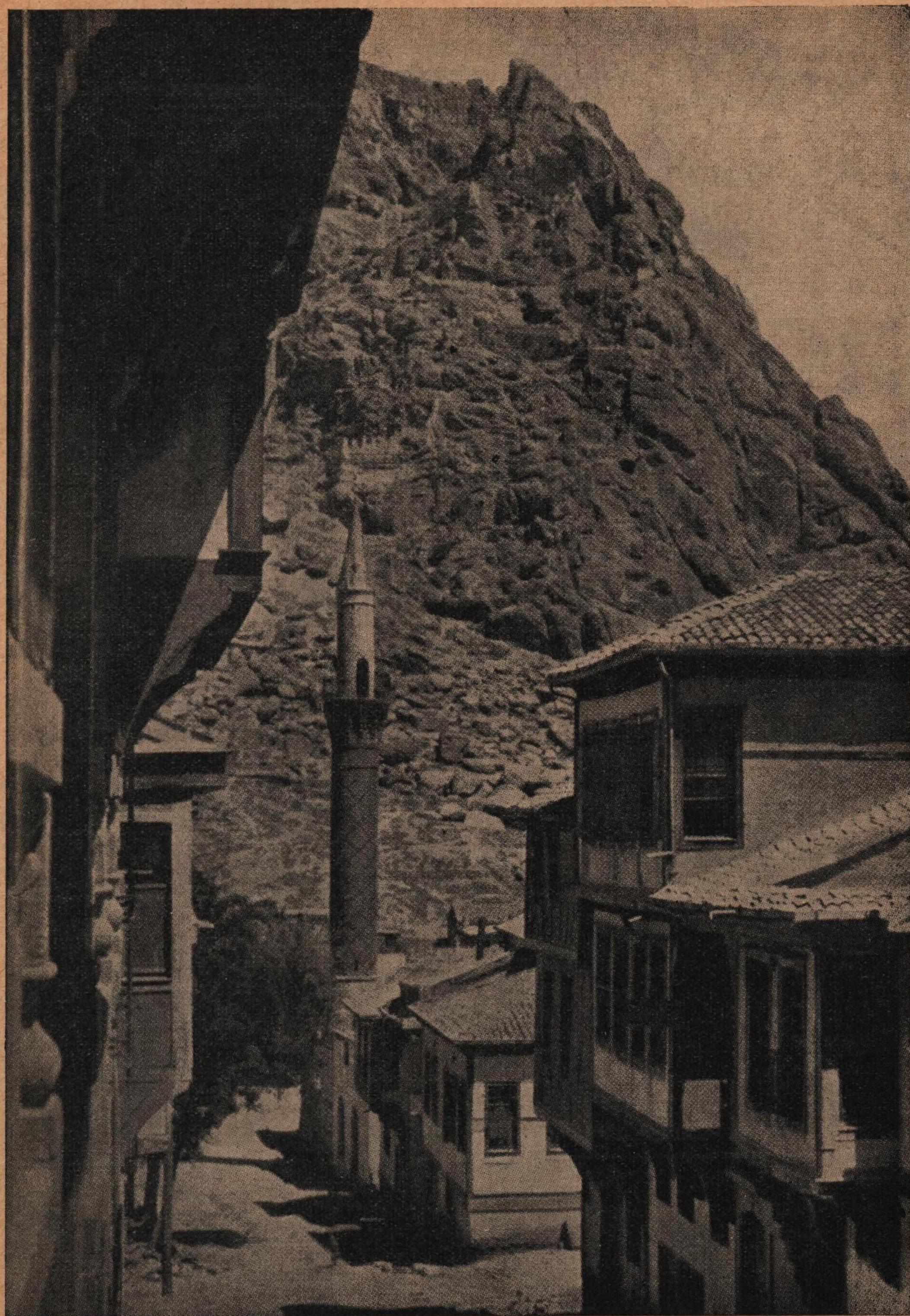
Mit der Eroberung von Nicäa in Kleinasien 1330 beginnt der erste expansive Siegeszug der Türken nach Westen. Sultan Murad I. (1357—1389) unterwirft ganz Thrazien und macht Adrianopel zu seinem Hauptsitz. Das ist der Anfang des türkisch-islamischen Angriffes auf das christliche Abendland. Auf dem Amselfeld von Kossowo erliegt 1389 als erster christlicher Staat das Reich der Serben diesem Ansturm, obwohl der geniale Führer der Türken Sultan Murad I. in dieser Schlacht fällt. Sein Nachfolger Bajesid I. erobert das Bulgarenreich und die gesamte Walachei. Somit von fast allen Seiten von dem osmanischen Staatsgebilde bedroht ruft Kaiser Manuel II. von Byzanz die Gesamtheit der christlichen Staaten um Hilfe an; doch wird das aufgebotene abendländische Ritterheer von fast 100.000 Streitern bei Nikopolis 1396 vernichtend geschlagen und hinter den Fliehenden dringen die ersten Reiterschwärme des Sultans bis in die Steiermark vor.

Durch die zweite Mongolenwelle unter Timur Lenk kommt der Siegeszug der Osmanen gen Westen vorerst zum Stillstand. Nachdem der Mongolenführer Mittelasien, Indien, Iran, Afghanistan und Turkmenien erobert hat, kann er 1402 bei Angora in Anatolien das türkische Heer schlagen und Sultan Bajesid gerät in die Gefangenschaft der mongolischen Eroberer. Als überraschend Timur schon 1405 stirbt, beginnt Sultan Mohammed I. mit der Erneuerung der türkischen Nation. Er reorganisiert das gesamte Staatsgebilde und vor allem das Heer, so, daß die gesamte Leitung des Reiches und die Führung des Heeres einzig und allein in der Hand des Sultans liegen.

Am 28. Mai 1453 schlägt eine europäische Schicksalsstunde, als Sultan Mohammed II., genannt der Große, die alte Kaiserstadt Byzanz erobern kann. Von allen christlichen Staaten der alten Welt im Stich gelassen, erliegen die Verteidiger nach heldenhaftem Verteidigungskampf der zwanzigfachen Übermacht — und es sollte nicht vergessen werden, daß in diesem europäischen Opferkampf neben den Streitern des byzantinischen Reiches auch Spanier und Italiener, Deutsche und Ungarn fielen. Seitdem weht von der Hagia Sophia das Halbmondbanner und das 1000jährige Reich des oströmischen Kaisertums versinkt unter dem Jubel der Janitscharen.

Aber wieder wird wie vor hundert Jahren dieser Siegeszug gen Westen unterbrochen als Sultan Soliman I. die Stoßkraft des türkischen Reiches gegen Asien wendet. Er kann nach harten Kämpfen Kurdistan und Mesopotamien besetzen; 1517 gelingt es ihm endgültig, Algier zu erobern, so daß die Türken auch hier im Norden Afrikas die Nachfolge der Araber antreten. Doch schon Sultan Mohammed III. nimmt in konsequenter Folgerichtigkeit den Kampf gegen den Westen wieder auf. Im Jahre 1521 kann er sowohl Belgrad einnehmen und mit seiner Flotte Rhodos besetzen, von wo der Johanniter-Orden nach Malta fliehen muß. In der Schlacht von Mohacs wird dem 1000jährigen Ungar-Reich ein blutiges Ende bereitet, dessen junger König Ludwig an der Spitze des ungarischen Adels stirbt. So droht nun der Halbmond schon über die Donau gegen die Kaiserstadt Wien und die osmanischen Heere halten alle Positionen zum letzten Sturm auf die westliche Welt fest in ihren schwertgewohnten Reiterfäusten. Von Gibraltar bis nach Polen belagert Asien die abendländische Welt. Noch einmal rufen die Päpste die Nationen Europas zum letzten gemeinsamen Abwehrkampf auf. Doch die Gemeinschaft wird schon in der Entstehung zersprengt, als König Franz I. von Frankreich mit den Osmanen ein Kampfbündnis gegen Kaiser Karl V., den berufensten Vorkämpfer der abendländischen Welt, abschließt.

Der wesentlichste Unterschied zwischen dem Osmanischen Reich und den Staaten der westlichen Welt liegt in der gesellschaftlichen Struktur des türkischen Kriegerstaates. Der Aufbau des Reiches vollzieht sich von oben nach unten, und zwar dergestalt, daß jedes eroberte Gebiet vom Sultan in einzelne Lehen aufgeteilt und sowohl an die Heerführer wie aber auch an jeden einzelnen Reiter vergeben wird. Diese Lehensträger sind für ihren Bereich ausschließlich dem Großherren oder dessen bevollmächtigtem Vertreter allein verantwortlich. Da keines der Lehen erblich ist, kann sich innerhalb des Staates keine Hausmacht der einzelnen Familien entwickeln und die verderblichen Folgen der Hausmacht-Politik, wie sie sich in den europäischen Feudalstaaten zum Nachteil des Staatsganzen darstellten, bleiben dem



türkischen Staatsgebilde dieser Zeit erspart. Jeder Krieger unabhängig von Herkunft, Rasse oder Bildung muß ganz von unten im Heere beginnen, weder ein erblicher Adel noch eine Abstufung im Lehnsverhältnis steht seinem Aufstieg irgendwie im Wege, nur auf Grund seines soldatischen Könnens und seiner persönlichen Tapferkeit kann er zu den höchsten Stellen im Staate emporsteigen. Beim Tode eines Lehnsträgers fällt das Lehen an den Lehensherren, d. h. den Sultan zurück und wird von diesem neu vergeben. Neben dem religiösen Sendungsbewußtsein der islamischen Krieger ist diese Gesellschaftsordnung, die einzig und allein auf dem Prinzip des Verdienstes um den Staat aufgebaut ist, die wesentlichste Erklärung für die überragende Kampfkraft der türkischen Heere.

Eine weitere grundlegende Unterscheidung zur Ordnung der europäischen Staaten liegt in dem Sklavensystem der Osmanen begründet. Alle Kriegsgefangenen, soweit sie nicht aus staatspolitischen Gründen ausgetauscht, freigelassen oder freigekauft werden, treten in den Status des Sklaven. Eine Sklavenjägerei oder einen Sklavenhandel, wie er später im 18. und 19. Jahrhundert um des damit verbundenen Profites entstand, gab es innerhalb des türkischen Staates nicht. Der Sklave war ausschließlich Kriegsbeute, nicht aber Handelsobjekt. Die gefangenen christlichen Knaben werden entweder als Landarbeiter nach Anatolien auf die einzelnen Lehenssitze verschickt oder sie werden in einem der vier Serails erzogen, die direkt der Leitung des Sultans unterstehen. Sie alle müssen dort nach dem Gesetz ehelos leben und werden zu fanatischen Muslimen erzogen. Aus den anatolischen Landarbeitern rekrutiert sich das Korps der Janitscharen, der türkischen Elite-Infanterie; aus den Serail-Zöglingen kommen die zukünftigen Feldherren, Ritter und Diplomaten des osmanischen Reiches. Militär-historisch dürfte von Interesse sein, daß die Gründung der Janitscharen (man lernte im Kampf gegen den Westen, daß man allein mit den Reiterheeren nicht gegen Burgen und Städte siegen kann) mit dem Entstehen des schweizerischen Fußvolkes zeitlich zusammenfällt. Sowohl das lanzentragende Schweizer Fußvolk wie auch die Janitscharen beendeten die Kampfform und Taktik der feudalen europäischen Ritterheere und zwangen den Nationen der alten Welt ihre neue Form des Kriegswesens auf.

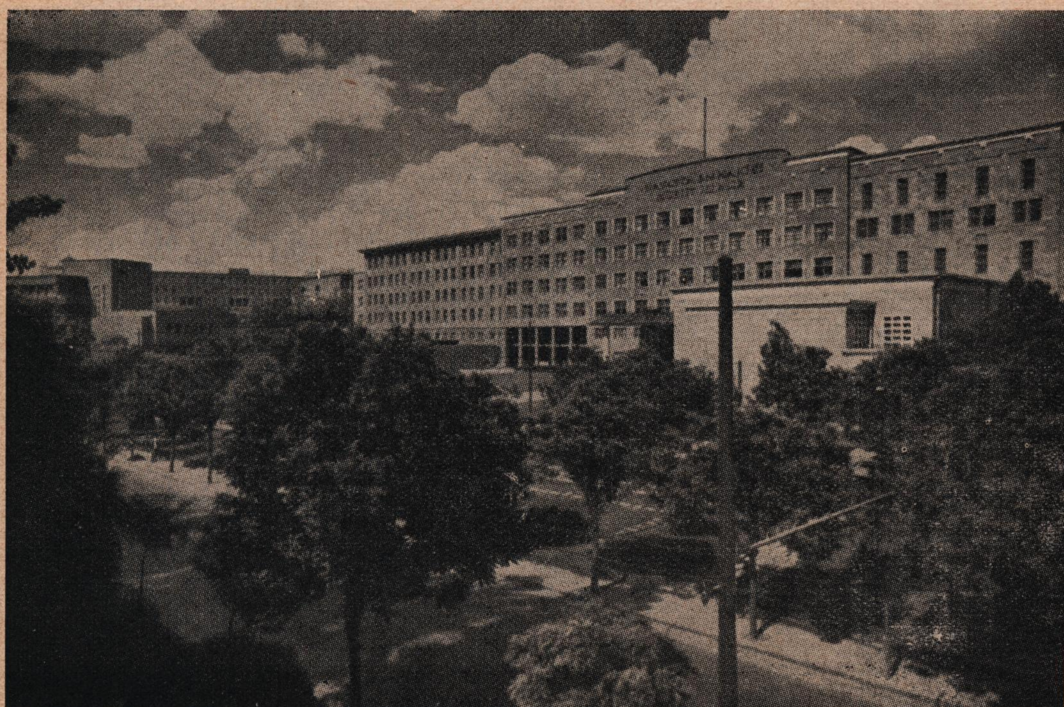
Die vom Staat herangebildeten Diplomaten und Feldherren bilden eine fest in sich geschlossene Gruppe, eine Kaste, die dem eigentlichen Türken fremd gegenübersteht und die zum Staat kein anderes inneres Verhältnis hat als die persönliche Bindung an den Großherren und den fanatischen Glauben an die Lehre des Propheten. Ihre Stellung ist unerschütterlich und kann von ihnen nur behauptet werden, weil kein erbgebundener Adel vorhanden ist. Solange sie die ihnen gestellten Aufgaben erfüllen, werden sie vom Vertrauen des Sultans getragen. Das Scheitern an einer ihnen gestellten Aufgabe ist allerdings in den meisten Fällen gleichbedeutend mit dem Tod.

Bis zur Regierungszeit Soliman's II., also bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, haben die Großherren das gesamte Staatsgefüge des osmanischen Reiches noch fest in der Hand und sind als absolute Herren über Leben und Tod ihres Staates anzusehen. Dieses ändert sich jedoch überraschend schnell, als den Janitscharen die Ehe erlaubt wird. Jetzt werden für den einzelnen Janitschar die eigenen Familieninteressen dominierende Kraft — damit beginnt



Schweigen und warten können — der alte Hodscha am Grab kennt es noch.

Symbol türkischen Fortschrittwillens: Das von Bruno Taut erbaute Universitätsgebäude in Ankara.



der Verfall des Korps an sich. Das Ende dieser Elite-Infanterie bedeutet aber das Gesetz, welches die Kinder der Janitscharen zum Eintritt in das Korps bevorzugt. Dieses Gesetz wurde dem Sultan im zweiten Janitscharen-Aufstand abgerungen, zum Schaden von Staat und Volk und zum vermeintlichen Vorteil des Einzelnen, der vergaß, daß er und sein Korps nur innerhalb des Gesamtstaates bestehen können, niemals aber außerhalb des Volksganzen. An die Stelle des unbedingten Gehorsams, der wesentlichstes Faktum für die überragende Kampfkraft und innere Geschlossenheit der Janitscharen war, treten egoistische Einzelinteressen. Etwa um 1560, mit Beginn der ersten Aufstände dieses Korps, entsteht ein bedingter Erbadel, der als erstes nichts wichtigeres zu tun hat als die Gruppe der fremdstämmigen Serailzöglinge zu beseitigen. Damit verliert sich die Kontinuität in der türkischen Politik wie auch in der militärischen Führung. Und hieraus entwickelt sich letztlich der Niedergang des Osmanischen Reiches im 17. und 18. Jahrhundert und der gänzliche Zerfall dieser einstigen Weltmacht im beginnenden 20. Jahrhundert.

Bemerkenswert erscheint das Verhältnis zwischen den staatsbeherrschenden Anhängern des Islam und den unterworfenen christlichen Minderheiten. Die unter der türkischen Herrschaft lebenden Christen, gleich welcher Konfession, werden in religiöser Hinsicht völlig toleriert. Es gibt weder einen Glaubenszwang noch werden Gottesdienst oder Ritual in irgendeiner Form behindert. Massenaustreibungen Andersgläubiger, wie sie sich in Frankreich, Spanien oder Oesterreich vollzogen, hat es in der türkischen Geschichte nicht gegeben. Die einzige Beschränkung, die sowohl Christen als auch Juden auferlegt wurde, war das Gesetz, nach dem kein Angehöriger dieser Religionen Staatsstellungen bekleiden durfte; diese blieben schon aus Selbsterhaltungstrieb ausschließlich den Mohammedanern vorbehalten. Doch vollzieht sich in dieser Zeit das seltsam anmutende Geschehen, daß der gesamte Levante-Handel in die Hände der christlichen Griechen übergeht. Dem Osmanen war eine händlerische Betätigung wesensfremd, er war innerlich noch Nomade, äußerlich aber nur Krieger. Die christliche Kirche bleibt völlig unangetastet, das griechische Episkopat bleibt mit allen Patriarchen bestehen. Und doch fehlt dieser Kirche jetzt das staatliche Rückgrat, das ehemalige byzantinische Kaisertum. So verlagert sich der Schwerpunkt der griechischen Kirche immer mehr nach Kiew und Moskau. Hier wird dann die Idee von der Sendung des russischen Volkes zur Befreiung der Konstantinstadt geboren, die sich später völlig mit den expansiven Zielen des Zarentums verband und auf Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag die Politik Rußlands bestimmte. Auch das bolschewistische Regime machte sich diese im Innern der russischen Seele lebende religiöse Befreiungsidee dienstbar und eines der großen Fernziele der bolschewistischen Weltrevolution ist der Einzug der roten Armee in die Stadt zwischen Bosporus und Dardanellen.





BERNT MALER:

Kiel und sein Skandal

Wir brüllten vor Lachen und weinten zugleich, als wir die Entwürfe für das Werbeplakat der „Kieler Woche 1956" sahen. Wahrlich, mit dem Geist des verstorbenen Oberbürgermeisters Gayk hat dies nichts zu tun und auch nicht mit dem von Muthesius, wenn auch im Vorjahre die Arbeit eines Lehrers der Muthesius-Schule preisgekrönt wurde. Hier wirkte sich aus, was wir schon x-mal angeprangert haben: Ein fest zusammengeschlossenes Cliquenwesen bestimmt in Westdeutschland das Bild des graphischen Marktes. Es herrscht bis auf wenige Ausnahmen eine ausgesprochene „Diktatur der abstrakten Kunst" mit einer nicht leugbaren Neigung zur Verblödung. Das Programm von Undo aus der „Aktion" von 1915, S. 449, scheint wieder Programm geworden zu sein. Wie heißt es dort?

„Wir tun so, als ob wir Maler, Dichter oder sonstwas wären, aber wir sind nur und nichts als mit Wollust frech. Wir setzen aus Frechheit einen riesigen Schwindel in die Welt und züchten Snobs, die uns die Stiefel abschlecken, parce que c'est notre plaisir. Wir können bluffen wie die abgesottensten Pockerspieler. Windmacher, Sturmmacher nur sind wir mit unserer Frechheit!"

Mag ein Kommentar der „Schleswiger Nachrichten" für sich sprechen (15. 2. 1956):

Waschbalje oder Einbaum?

Die Kieler halten allem Anschein nach für ihre diesjährige sommerliche „Woche" ganz besondere nautische Delikatessen bereit. Nach dem Werbeplakat-Entwurf, dem die dafür zuständige Jury den 1. Preis zuerkannte, handelt es sich — am Kopf links — wohl um eine Waschbaljen-Regatta. Eine reizvolle Idee, fürwahr. Oder hat man an den

Gestaden der Kieler Woche in aller Stille ein paar Einbäume aus der Zeit Ramses II. ausgegraben, um sie vor der internationalen Fachwelt um die Wette rennen zu lassen? Auch das würde die Kieler Woche zu d e m Ereignis des Jahres machen. Ob Waschbaljen oder Einbäume — Hauptsache, man geht neue Wege. Spaß beiseite: Dieser 1. Preis ist ein Witz. Und zum Lobe der Kieler muß gesagt werden, daß sie schon gewaltig Sturm gelaufen sind dagegen. Sicher, man ist nicht vom Fach, man ist nicht Graphiker. Aber es soll doch ein Werbeplakat sein, das Durchschnittsmenschen des In- und Auslandes nach Kiel „lockt". Das preisgekrönte Stilleben von Strichen erweckt beim Betrachter aber allenfalls totale Flautenstimmung bzw. Mitleid mit den Veranstaltern. Der Präsident des Bundesverbandes Deutscher Gebrauchsgraphiker argumentiert: „Ein Plakat muß nicht allgemein ansprechen, es muß nicht unbedingt sofort aussagen, wofür es wirbt, und trotzdem kann es ein großer Werbeerfolg werden." Erfolg t r o t z des Plakats, möchte man hinzufügen.

Erfreulicherweise war die Entrüstung seitens der Bevölkerung so stürmisch, daß man schließlich das mit dem 1. Preis (DM 2000.—) ausgezeichnete Plakat von Ernst Wild (am Kopf links) fallen lassen mußte. Stimmen wurden laut, man solle doch hinfort die DM 7500.— Steuergelder ersparen und die ABC-Schützen zum Wettbewerb aufrufen. Es würde billiger — und gewiß schöner!

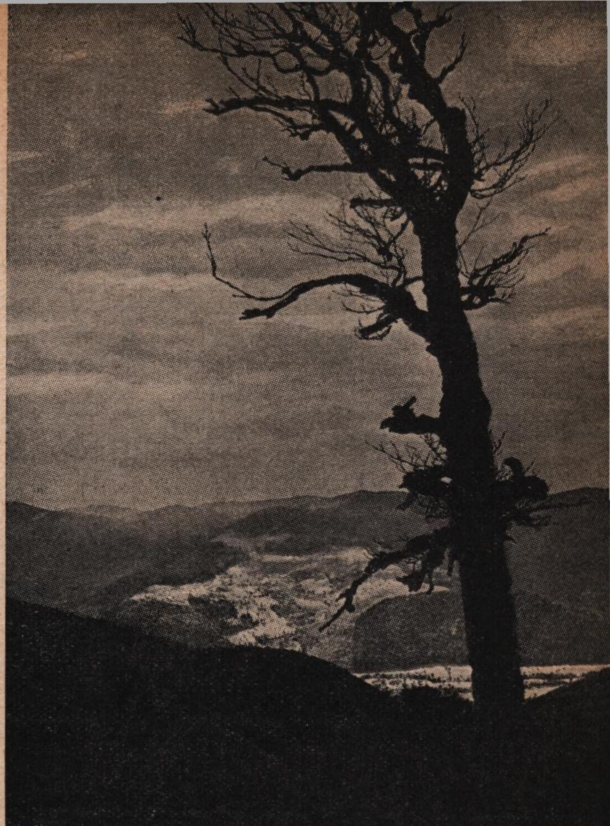
Die lendenlahme Ausrede des Oberbürgermeisters Dr. Müthling, der zugleich Vorsitzender der Jury ist, gipfelte in der erstaunlichen Feststellung, daß ein in engste Wahl gezogener Entwurf von Verena Mauch (am Kopf rechts) „zu a n s t ä n d i g" sei! Wörtlich in den Kieler Nachrichten, 22. 2. 56: „Die Jury hatte an dieser Arbeit allerdings auszusetzen, daß sie ‚zu anständig' sei. Sie werde von allen anderen (1000 Entwürfen) eben wegen dieser Anständigkeit erdrückt." Nun mag man sagen, daß der Entwurf von Verena Mauch verdammt nach Lyonel Feininger ausschaut, aber — besonders nach der inzwischen erfolgten Aenderung in den Farben —: er ist erträglicher als der Wild-„Infantilismus".

Und die Herren der Jury (Unter denen sich — was uns schmerzte — auch Prof. Alfred Mahlau von der Hochschule der Bildenden Künste in Hamburg saß! Wurde er überstimmt? Hat er sich gebeugt?...) müssen gefragt werden: Soll nun in Anlehnung an des Oberbürgermeisters Wort die „unanständige" Kunst mit Steuergeldern und in rechtlich unanfechtbaren Wettbewerben gewaltsam durchgeboxt werden? E i n deutscher Kultusminister Dr. Helmut Lemke, jetzt Innenminister Schleswig-Holsteins, hat den Finger gehoben (Kieler Nachrichten, 5. 12. 55): Er warnte die „Abstrakten", den Bogen nicht zu überspannen, um die zwischen Künstler und Volk bestehende Kluft nicht noch zu vertiefen! — Es muß schon recht toll zugehen im nördlichsten Land der Bundesrepublik, wenn solche öffentlichen Ermahnungen nicht mehr zu umgehen sind.

Für die Kunstausübenden aber heißt es doch wohl: Zeichnen lernen, gründliche handwerkliche Ausbildung lernen! Nicht den aus kommerziellen Motiven immer neu propagierten „-ismen" nachlaufen: ein entwurzelter Intellekt schlägt die verrücktesten Purzelbäume und wer die mitmacht, soll sich nicht wundern, wenn niemand ihn mehr ernst nimmt! Sauber und handwerklich arbeiten, mit Gewissen und Verantwortungsbewußtsein, wie es zu Dürers Zeiten selbstverständlich war! Ehrfürchtig sein, nicht Gott, die Welt, die Natur, das Leben, Herz und Verstand verhöhnen wollen! Auf Zunftehre halten!

EDMUND WEBER:

Heimat Lothringen



Ich meine, es wäre ganz recht, wenn ich einmal erzählte, wie es eigentlich uns Lothringern ums Herz ist, wenn wir so gar oft hören müssen, daß vom „ewigen Zankapfel zwischen zwei Ländern" wenn nicht gar von dem „französisch ausgerichteten Lothringen" dahergeredet wird. Und da fange ich mit einer wahrhaftigen kleinen Episode an, die sich unter zweien meiner allernächsten Verwandten abspielte, so um 1908. — Da hatte meine heute noch lebende Kusine gerade geheiratet, einen lieben und netten Regierungsbaumeister aus Schweinfurt, und das junge Paar reiste nun zu uns nach Forbach, damit man sich kennenlerne. — Also erzählte uns dann meine Kusine, ihr Mann habe während der ganzen Reise danach Ausschau gehalten, ob er in der Landschaft, dem Baustil und den Leuten nicht endlich etwas „Französisches" entdecken könne, und als sie sich Saarbrücken näherten, zeigte er freudestrahlend auf den Schaffner im Gang und sagte: „Siehst Du, wir nähern uns Lothringen, der Schaffner dort sieht doch aus wie ein Franzose." — „Aber hör mal", sagte meine Kusine, „diesen Schaffner habe ich doch bereits in Heidelberg gesehen." — Und da der Schaffner gerade ins Abteil trat, um die Ankunft in Saarbrücken anzuzeigen, fragte sie ihn, woher er stamme. — „Aus Würzburg, Gnädige Frau." —

Was damit gesagt werden soll, ist, daß bei einem großen Teil der Deutschen, die nicht direkt in der Südwestecke des Reiches zu Hause waren oder diese durch Reisen näher kannten, ein sehr deutliches Vorurteil hinsichtlich des „französischen" Charakters der Lothringer und auch der Elsässer herrschte. — Das hatte natürlich seinen Grund. Ich will hier nicht von den Französlingen besonders innerhalb des Bürgertums reden, denn diese Erscheinung gibt es „mutatis mutandis" überall. Hat das Saarland nicht seine Johos? Gibt es in Oesterreich nur deutsche Patrioten und keine Gegner? Gab es unter den Sudetendeutschen nicht Kreise, die zu den Tschechen hielten? Hat es in Pfalz und Rheinland nie Separatisten gegeben? Und im Dritten Reich keine Verräter? —

Kurz, die Franzosen suchten im Reichsland Elsaß-Lothringen Bundesgenossen für ihre Revanchegedanken. — Der Versuch mit der Sozialdemokratie ging fehl, denn die vielfach ländlich bodenständige Arbeiterschaft gehörte mit zum Kern des deutschdenkenden Elements. Aber da war ein Teil

des Klerus, im ganzen Reich durch den „Kulturkampf" reichsgegnerisch eingestellt und in Daueropposition. Klar, daß der reichsländische Klerus sich als eines Mittels für seine Oppositionstaktik der Französelei bediente.

Der Lothringische Bauer ist im besten Sinne fromm und interessiert sich nicht für demokratische politische Strategien. Er wählte Zentrum, weil der Kaplan es in der Kirche nahelegte. In den Städten gab es zwei Lokalzeitungen, das Zentrumsblatt und das nationale Blatt, welches letztere mit Reich und Regierung ging. Aber wenn nun die Abgeordneten im Reichstag eine Stänkerei gegen das Reich starteten, dann ging das Zentrumsblatt darüber hinweg, und auch das nationale Blatt schrieb eher beschwichtigend, als kämpferisch. Bemühte sich aber ein Abgeordneter ausnahmsweise einmal um die Belange seines Wahlkreises, z. B. die Verlegung einer Garnison in die betreffende Stadt (da war das preußische Militär auf einmal herzlich willkommen), dann druckte das Zentrumsblatt in 4 Spalten seine ganze Rede ab. Auf diese Weise wußte die Bevölkerung zum großen Teil gar nicht, was eigentlich gespielt wurde. Dann war da noch die Stadt Metz mit weiterer Umgebung, Franzosen, die natürlich stark genug waren, Abgeordnete nach ihrem Geschmack in den Reichstag zu schicken, „Protestler". Vielfach mußten deutschgesinnte Abgeordnete mit den Protestlern in dieser oder jener Frage mitgehen, nach dem Grundsatz: „Do ut des", der Grundregel des demokratischen Kuhhandels. Alles dies trug dazu bei, daß die deutsche Oeffentlichkeit schief unterrichtet war. Dann die Propaganda aus Frankreich: An drei Adressen, nur am allerwenigsten an die Lothringer selbst, also: An die Innerfranzosen, in der richtigen Voraussetzung, daß Herr Duval aus Toulouse keine Ahnung hätte, wer an Rhein und Rossel wohnte und was da los sei; ferner an die Deutschen im Altreich, aus derselben Ueberlegung; und drittens an das Ausland wo erst recht niemand etwas wußte und niemand das Bedürfnis fühlte, auf eine nicht stattfindende Gegenaufklärung seitens des Reiches zu warten. — —

Wir grämen uns hingegen gar nicht über den aus alter Ueberlieferung durch Angelika Merkelbach-Pinck neuerdings wieder zur Kenntnis gebrachten gallisch-zornigen Stoß-Seufzer eines französischen Bischofs in Metz, der seiner Erbitterung — sprich Stinkwut — durch die Worte Luft machte:

> „Lorrain vilain,
> traître à Dieu et à son prochain!"

Jenem Bischof und allen seinen französischen Nachfolgern und sonstigen gallischen Beglückern und ungebetenen Gästen antworten wir mit einem Ausspruch von Goethe aus dem Jahre 1772, allerdings in anderem Zusammenhang, aber durchaus passend:

> „Macht es Dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, so gehab' Dich wohl,
> laß einspannen, und so weiter nach Paris!"

Goethe schrieb 1772 eine Abhandlung über „Deutsche Baukunst", und in Erinnerung an seine erst kürzlich verflossene Straßburger Zeit erwähnte er das Straßburger Münster, wobei er im Zorn über unsachgemäße Kritik des Baustils dieses Domes seitens „neidischer Nachbarn, die sich keiner eignen Baukunst rühmen dürfen", den Franzosen diesen Satz für's Stammbuch hinpfefferte. Man sieht daraus auch so nebenher, wie sehr Goethe das damals dem französischen Königreich untertane alemannisch-deutsche Elsaß natürlich als deutsch ansah, und die Franzosen als unliebsame Nachbarn.

Aber die Jahrzehnte und Jahrhunderte fließen vorüber, und wir Lothringer sind und bleiben immer das, was wir von Natur und Stammeserbe her sind und gar nicht anders sein können: deutsche Menschen fränkischen Stammes. Wir waren es unter dem großen Sachsenkönig Heinrich I., der unser Dasein innerhalb des Reichsbestandes gesichert hatte; wir waren es, als mit dem Zerfall des Reiches planmäßige französische Ausbreitungs- und Herrschsucht unser Land dem niedergehenden Reich entriß; wir waren es unter dem guten Polenkönig Stanislaus Leszczynski, dessen Verwaltung, obwohl das Resultat habsburgischer Schacherpolitik, uns eine Atempause gab, und den wir gern hatten, weil er gerecht und anständig und ehrenhaft war; wir waren es, als in Paris das Fanal des Satans zur Zerstörung der europäischen Kultur aufloderte und die Horden der Revolution gegen unsere innere deutsche Haltung vergeblich angeiferten; wir waren es, als der große Napoleon Europa zu einigen suchte, und sahen darin, daß er mit der Buntscheckigkeit der deutschen Landkarte Schluß machte, einen vielversprechenden Anfang für die künftige Einigung unseres Frankenlandes innerhalb eines neuen Deutschen Reiches in der europäischen Gemeinschaft. Wir waren es, als das Reich oder was an seine Stelle getreten war, wie schon häufig, zu schwach war, um uns mit Nachdruck zu beanspruchen und heimzuholen. Wir waren es im Zweiten Deutschen Kaiserreich und später im Dritten Reich, trotz und gegen Mißverständnis und schiefe Beurteilung, und wir waren es und sind es unter Poincaré, De Gaulle, Mendés...

Wir denken dabei an unsere fränkischen Großen, darunter besonders den tapferen Ritter Goetz v. Berlichingen, der von fränkischem Stamme war und kein Schwabe, wie man vielfach meint, und dessen bündige Art, widrige Lagen zu meistern und Probleme mit kurzen und treffenden Entscheidungen zu lösen, uns sehr zusagt. An ihn halten wir uns, wenn unsere Feinde uns zuleibe rücken wollen, und auch, wenn unsere Freunde und Brüder uns so gar nicht verstehen wollen. Und wir haben Zeit und hoffen. Wir pflegen unser Wünschen und Wollen bewußt und unbewußt, durch alle Jahrzehnte und Jahrhunderte und dagegen kann der Teufel nicht an, es sei denn, er vernichte uns. — Und darauf noch einige Verse unseres Dichters Kurt Kölsch:

Lothringen,
Grenzland,
immer ein Zank
zwischen den Völkern,
seit dich der neidische Nachbar
heimlich der Mutter geraubt!

In deinem Wappen,
auf den Steinen am Wege
in deinen Türen und Schlössern
steht noch das Zeichen
ernst, ein Mahnmal:

das doppelte Kreuz.
Blut bleibt Geheimnis,
Blut ist der Urgrund;
Blut treibt die Bäume
und Blut glüht das Erz.

Lothringen,
Grenzland,
Herzland der Liebe,

Traumland der Lieder,
vom Sturmwind berührt,
singt deine Seele
ihr Heimweh im Abend,
lauscht sie dem lange
verschollenen Ton?

Lausche und liebe!
Die Nacht ist voll Sehnsucht.
Brunnen der Kindheit
rauschen dem Wandrer.
Nur wer sich wandelt,
weiß um den Stern!

Einmal wird Heimat,
was lange verloren,
weisen die Wege
von selber nach Haus.

Hüte im Heimweh
als köstlichstes Erbe
Demut und Liebe
dein künftig Geschick!

Der Deutsche Saarbund geht auf's Ganze!

„Nicht nur die Saar, nicht nur das halbe Deutschland, nein, das ganze Deutschland soll es sein!“,

war der tragende Gedanke der 1. Veranstaltung des Deutschen Saarbundes e. V., Landesverband Hessen, seit seiner Zielerweiterung zum VOLKSBUND FÜR WIEDERVEREINIGUNG DEUTSCHLANDS am 25. April 1956.

Der 23. Oktober 1954 war ein denkwürdiger Tag in der Geschichte des Deutschen Saarbundes, als unter der niederschlagenden Bekanntmachung des Inhaltes des separatistischen Saarabkommens von Paris von den damals versammelten Delegierten und Vertretern der politischen Parteien und Verbände eine Entschließung gefaßt wurde, die wegen ihrer scharfen Textsetzung ein starkes Für und Wider auslöste. Ein Jahr später erhielt der Saarbund die Bestätigung seines Kampfes. Die Saarfrage wurde geklärt, weil das Volk oft schneller zum Ziele kommt, als Diplomaten und Bürokratie.

Vielleicht wird das Volk und sein Willen auch dieses Mal schneller eine Lösung herbeiführen!

Am 25. April 1956 folgten wieder eine große Zahl Männer und Frauen aus fast allen Parteien und Verbänden dem Ruf des Deutschen Saarbundes, Volksbund für Wiedervereinigung Deutschlands.

Dieses Mal war das Bekenntnis praktisch unmittelbar auf jenen Punkt des Grundgesetzes gerichtet, der als die weichste Stelle in der nationalen wie europäischen Front bezeichnet wurde und die Verpflichtung in sich birgt, zweifelnden und widerstrebenden Kräften in dieser Lebensfrage unseres Volkes den nationalen Widerstand auf dem Boden des Rechts zur baldigen und endlichen Erfüllung der Forderung nach Wiedervereinigung entgegenzusetzen.

Mit 1¼ Millionen Mitgliedern, darunter Abgeordneten des Bundestages, des Bundesrates und der Länderparlamente, in seiner Organisation nebst den angeschlossenen Verbänden und dem Kapital der Erfahrungen aus der gewonnenen Schlacht um das Deutschtum der Saarlande dürfte diese Volksbewegung des Deutschen Saarbundes in der Basis des Volkes und in der Spitze der Führung keine unberechtigte Hoffnungen auf Erfolg seiner Bemühungen erweckt haben.

Die Integrationspolitik „Klein- und Kleinst-Europas“ wurde als Haupthindernis zu einer deutschen Wiedervereinigung herausgestellt; weniger Kreuzzugspolitik, als vielmehr Realpolitik hinsichtlich der staats- und völkerrechtlichen Existenz der Staaten Rußland, Polen und der Tatsache des Bestehens der Deutschen Demokratischen Republik wurden gefordert. Man könne nicht erwarten, daß man mit unerfüllbaren Forderungen und laufender Brüskierung der Staaten, die die Faustpfänder der deutschen Wiedervereinigung in Händen halten, auch nur einen einzigen Schritt auf dem Wege zu dieser vornehmsten Aufgabe unseres staatspolitischen Wollens weiterkäme. „Wir wollen weder eine Eingliederung durch den Westen, noch durch den Osten, sondern gesamtdeutsche Außenpolitik mit der historischen Aufgabe des Spannungsausgleiches zwischen den großen Machtblöcken unserer Zeit. Im übrigen ist die deutsche Wiedervereinigung für uns nicht eine rein außenpolitische Angelegenheit, sondern eine Sache der deutschen Innenpolitik! Das nie untergegangene Deutsche Reich breitet sich mit seiner Weimarer Verfassung über die Provisorien von Bonn und Pankow wie Berlin, der deutschen Reichshauptstadt, wie ein Talar des Rechts aus. Dieses Reich wieder handlungsfähig zu machen, geht nur über den Weg der deutschen Wiedervereinigung. Nicht als Nationalisten, sondern als Verfechter anerkannter Rechtsgrundsätze führen wir nun auch den gesamtdeutschen Kampf!

Die Saat des Verrats

Im provisorischen westdeutschen Bundesstaat kann man sein blaues — besser gesagt: sein schwarzes oder rotes Wunder erleben. Leute, die während des Krieges in Widerstand machten, mit dem Feind zusammenarbeiteten, Verrat betrieben, bekleiden heute die höchsten Aemter oder sitzen im Bundestag. Es sind die „Helden“ von gestern und anscheinend auch — wie ein Vorfall an der Universität in Tübingen zeigt — die Vorbilder von heute!

Im Aushangkasten jener Universität war in einem Schreiben des Sozialistischen Studentenbundes (SDS) folgender aufschlußreiche Satz zu lesen:

„Es ist besser, zehnmal sein Vaterland zu verraten, als einmal fürs Vaterland zu sterben!“

Die Saat des Verrats geht, wie man sieht — wenigstens in Kreisen des Sozialistischen Studentenbundes, der der SPD nahe steht, auf.

Bezeichnend ist es, daß dieser SDS noch bis vor kurzem große Zuschüsse aus Mitteln des sogenannten Bundesjugendplanes (sprich: aus westdeutschen Steuergeldern) erhielt. Diese Zuschüsse der Bundesregierung wurden von Bundesinnenminister Schröder gesperrt. Aber nicht wegen der Verherrlichung des Vaterlandsverrats, sondern wegen einer Binsenweisheit, die derselbe SDS (Sozialistische Studentenbund) in seiner Zeitschrift „Standpunkt“ mit folgenden Worten zum besten gab: „Das gegenwärtige Treiben der Bonner Politiker ist ein einziger Schildbürgerstreich. Dieses Parlament der Ja-Sager ist keine verantwortliche Volksvertretung mehr, es ist dies selbst dann nicht, wenn man zugibt, daß die Mehrheit der Bevölkerung hinter der Mehrheit des Bundestages steht. Die Aufgabe der Volksvertreter ist es nicht, immer das zu tun, was die Dümmsten für richtig halten.“

Wegen dieser Veröffentlichung in der SDS-Zeitschrift kam es im Bundestag zu einem Tumult. Ergebnis: Bundesinnenminister Schröder erklärte: „Die Sperre der Mittel für den SDS gilt so lange, bis der SDS in gehörigen Formen zu erkennen gibt, daß er sich von dieser Verunglimpfung der deutschen Volksvertretung distanziert.“

Wohlgemerkt: Die Zuschußsperre wird aufgehoben, wenn der SDS seine Angriffe gegen den Bundestag zurücknimmt. Die Verherrlichung des Vaterlandverrats zählt ja nicht ...

G. J.

Deutsche oben und unten

In Landsberg am Lech sitzen zehn Jahre nach dem Kriege noch 34 Deutsche im Zuchthaus. Verurteilt durch Siegerjustiz, vergessen von den westdeutschen „Bauchwählern“. Zur Bewachung dieser 34 „Kriegsverbrecher“ gehören 160 Polen, drei US-Offiziere und 23 amerikanische Besatzungssoldaten. Außerdem 43 Mann deutsches(!) Zivilwachpersonal. Insgesamt werden also die 34 „Vergessenen von Landsberg“ von 260 Bütteln der Haßjustiz streng bewacht. Im Etat der Bundesregierung sind dafür pro Jahr 1,2 Millionen Mark (=monatlich 100 000 DM) Besatzungskosten vorgesehen.

* * *

In Landsberg am Lech bauten die Amerikaner auf Besatzungskosten für die neue deutsche Luftwaffe einen Flugplatz aus. Täglich starten dort amerikanische Schulflugzeuge mit den ersten deutschen Luftwaffen-Offizieren! Das Brummen der Maschinen ist noch dumpf in den Zuchthauskasematten von Landsberg zu hören! Oben fliegen Deutsche unter amerikanischer Führung — unten sitzen Deutsche unter amerikanischer Bewachung!!

* * *

Im englischen Unterhaus sagte kürzlich der britische Abgeordnete Emers Hughes (ehem. Chefredakteur des „Forward“ und Biograph Churchills): „Die Ausbildung deutscher Piloten ist eine Beleidigung all jener Menschen, die noch Tote aus dem letzten Kriege betrauern. Leiden wir unter einem derartigen Mangel an Piloten, daß wir nun Mörder beschäftigen?“

Blank, westdeutscher Verteidigungsminister, nahm diesen Fußtritt kommentarlos hin, die neuen deutschen Piloten reagierten auch nicht. Sie lassen sich beleidigen und drehen weiter ihre Platzrunden über Landsbergs „Kriegsverbrecher“-Zuchthaus!

* * *

Der „Weg“ erinnert Mister Hughes an die Terrorangriffe der englischen und amerikanischen Bombergeschwader auf deutsche Zivilisten! Es waren englische und amerikanische Maschinen an denen in Englisch zu lesen stand: „Mörder-Staffel“ und „Wohnblockknacker“. Ein Zeichen dafür, wie stolz die alliierten Piloten auf ihr blutiges „Handwerk“ waren!

Wir zitieren den Marschall der Royal Air Force, Sir Arthur Harris, der zynisch in seinem Buch „Bomber-Offensive“ über die Terrorangriffe der Engländer auf deutsche Zivilisten schrieb: „Die Zerstörung von Industrieanlagen erschien uns stets als eine Art Sonderprämie. Unser eigentliches Ziel war immer die Innenstadt...!“

Justus.

Die Folterkeller von Bautzen

Bei der Auslieferung der in Rußland verurteilten Deutschen hat die Sowjet-Union 261 Deutsche der „Deutschen Demokratischen Republik“ der Sowjetzone über-

geben. Diese Unglücklichen sind in das wegen seiner Folterkeller und grauenhaften Hungerzustände berüchtigte kommunistische Zuchthaus in Bautzen eingeliefert worden. Nachrichten, die von dort herauskommen, besagen, daß die Behandlung weit grausamer sei als in Rußland, weil das entmenschte, kommunistisch verhetzte Zuchthauspersonal alles tut, um diese „Kriegsverbrecher“ zu quälen. Die Journaille der „Deutschen Demokratischen Republik“ wärmt wieder die alten Propagandalügen über deutsche Kriegsverbrechen auf, um damit die Quälerei an diesen von kommunistischen Gerichten verurteilten Deutschen zu rechtfertigen. Die ganze Nation sollte den Ruf erheben, diese Deutschen sofort nach Westdeutschland auszuliefern.

Demokratie und Soldatentum

Folgender Spruchkammerbescheid wird im MILITÄRPOLITISCHEN FORUM Nr.10, 1955, veröffentlicht: „Der Betroffene, der bis dahin der HJ angehörte, kam im Jahre 1942 und im Alter von 17 Jahren freiwillig zur Waffen-SS. Er machte zunächst die übliche Ausbildung auf demTruppenübungsplatz X durch und wurde dann an die Ostfront geschickt. Hier zeigte er sich so eifrig und war so bestrebt, sich auszuzeichnen, daß er bald mit der Führung einer Gruppe beauftragt wurde. Er zeichnete sich mehrfach aus und wurde schließlich Tapferkeitsoffizier. Als es ihm gegen Kriegsende gelungen war, im Nahkampf 28 russische Panzer zu zerstören, wurde ihm das Ritterkreuz verliehen und er zum Obersturmführer befördert. Durch seinen Lebenslauf und diesen Einsatz hat der Betroffene das nationalsozialistische Gewaltregime besonders gefördert und unterstützt ... Drei Jahre Arbeitslager erschienen daher als angemessene Sühne...“

Herrn Blank ins Stammbuch

RAND DAILY MAIL, ein englisches Jingo-Blatt in Johannisburg, Südafrika, schreibt am 15. November 1955 unter dem Titel „Saluting for NATO“: „Es ist nicht überraschend, daß die Nordatlantische Verteidigungsgemeinschaft erst eimal die Möglichkeit zu Zank und Streit über den Gruß mit sich führt. Das wird nämlich so werden, wenn britische Soldaten deutsche Offiziere grüßen sollen — sie haben nämlich einen gründlichen Abscheu davor. So bemerkte ein Sergeant mit 15jähriger Dienstzeit: Ich habe fünf Jahre im Kriegsgefangenen-Lager durchgemacht. Ich werde eher auf die Armee verzichten als einen Deutschen grüßen. Das ist ganz verständlich ... Der Groll bleibt. Einen Jerry (üblicher englicher Haßname gegen den deutschen Soldaten) grüßen? Ich nicht!

Aber der Sergeant kann auf zwei Weisen Trost finden. Die eine ist, daß Zeit und Politik schließlich alles heilen. Der britische Unteroffizier im Krimkrieg konnte auch nicht zu der Erkenntnis gebracht werden, daß man von ihm Kampf gegen die Russen und nicht gegen die Franzosen verlangte. Aber 1914 ließ man die Franzosen schon mehr oder weniger als Verbündete gelten. So oder so war eben während dieser Zeit eine neue Schule des Denkens unter Sergeanten und Oberbefehlshabern aufgekommen. Der andere, für unseren Sergeanten offene Weg kann als Gruß mit geistigem Vorbehalt angesehen werden. Nach 15 Jahren Dienstzeit sollte er ihm eigentlich in Fleisch und Blut übergegangen sein. Er wird mit einer übertriebenen (aber nur leicht!) Adrettheit geleistet, wobei das Auge fest gerichtet ist auf irgend einen Gegenstand in mittlerer Entfernung von etwa zwei Zoll oberhalb der Mütze des betreffenden Offiziers. Man kann einen wahren Schatz von Verachtung für die NATO und für die deutsche Armee hineinlegen.“

Folterer Donker am Werk

Der niederländische Hauptmann der Polizei van Wijnen, der während des Krieges in Meppel stationiert gewesen und wegen Kollaboration mit den Deutschen zu lebenslänglichem Kerker verurteilt worden ist, wurde vor einiger Zeit aus dem Zuchthaus Breda in eine bewachte Heilanstalt (Utrecht?) abtransportiert. Es ist nun bekannt geworden, daß der schwerkranke Mann auf dem Transport von Bewachern — unter dem verlogenen Vorwand, er habe Widerstand geleistet — mit Gummiknüppeln grauenhaft zusammengeschlagen worden ist. Dann hat man ihn tagelang in eine Isolierzelle geworfen und dort ohne Tonne und ohne Verpflegung auf dem kalten Boden in seinem eigenen Blut und Unrat liegen lassen. Die infame Tat soll auf einen geheimen Befehl aus dem niederländischen Justizministerium hin geschehen sein.

Gibt es denn keine internationale Stelle, die die maßlosen Verbrechen gegen die Menschlichkeit untersucht, die in den Niederlanden amtlich begangen werden?

Man darf dabei an eine Geschichte erinnern, die zwar schon etwas zurückliegt, aber zeigt,

wie gleich sich gewisse „christlich-humanistische“ Kreise in den Niederlanden immer geblieben sind. Wir zitieren aus dem Buch „Ferdinand von Schill“ von Freiherrn Binder von Krieglstein (Berlin, Vossische Buchhandlung 1902, S. 215/216): „Es wurden am 31. Januar 1809 in Stralsund einige Mitglieder des Stadtrates, gefangene Schillsche Soldaten und der verabschiedete schwedische Rittmeister v. Parsenow, in dessen Hause Schill gewohnt hatte, zusammengerufen, um die Leiche als die Schills anzuerkennen. Parsenow beging bei dieser Gelegenheit die Ungeschicklichkeit, Gratien (franz. General) in französischer Sprache und in zierlichen Redensarten dafür zu danken, daß er die Stadt von diesem „brigand“ befreit habe, worauf der französische General erregt erwidert haben soll: „Schill ne fut as brigand, il fut héros!“

Dann trennte der holländische Oberstabsarzt Genoux das Haupt (Schills) vom Rumpfe und setzte es in ein großes, mit Weingeist gefülltes Glas. So wurde dieses grause Siegeszeichen nach Kassel zu Händen von König Luschtick gesandt ... Von Kassel war das Haupt nach Leyden in die naturgeschichtliche Sammlung des Prof. Brugmans gekommen. Erst im Jahre 1837 gelang es Vechelde, von der niederländischen Regierung die Rücksendung dieses Hauptes zu erlangen, Prof. Blume aus Leyden überbrachte das Kleinod, das sich 28 Jahre lang vortrefflich gehalten hatte, nach Braunschweig ... Zunächst wurde am 24. September 1837 das Haupt aus dem Weingeist genommen, abgezeichnet, in Gips bossiert, dann in ein weißes Tuch gehüllt, in eine Urne gelegt und beigesetzt.“

Dieser Brauch, das Haupt eines tapferen Feindes abzuschneiden und aufzuheben, dürfte ein Kultureinfluß der Dayak auf Borneo auf das „christliche, gebildete“ Holland sein. Allerdings das einzige Volk Europas, wo Menschen diesem Kultureinfluß so wirksam unterlagen. Gottlob ist diese „dayakisierte“ Gruppe in Holland nur eine Minderheit in dem wertvollen Volke — aber sie hat 1945 gesiegt. Ihr Repräsentant ist der Ober-Dayaken-Häuptling Justizminister Donker, Preisträger im Menschenfoltern. —

General Halder einmal anders

Bekanntlich erscheint General Halder seit langem unter den besonders aktiven Vorkämpfern des „Widerstandes“. Nun fällt uns der in dänischer Sprache gehaltene Geheimbericht des dänischen Generalstabschef General E. Goertz in die Hand, der unter dem 14. Februar 1941 von einer Reise an der Spitze einer dänischen Offiziersabordnung zur deutschen Westfront folgende Aeußerung General Halders berichtet: „... Es ist ein Glück für Deutschland, daß die politische und militärische Führung so eng vereint ist, wie es in der Person des Führers ist. Er hat Mal für Mal gezeigt, daß er im Besitz von einer ungemein gesunden militärischen Urteilskraft ist“. Auf meine (Gen. Goertz's) Bemerkung ‚Das gilt wohl auch für Mussolini?‘, antwortete Halder mit sofortiger Reaktion und augenblicklich unterstützt von dem anwesenden Generalleutnant von Tippelskirch: ‚Nein, das ist etwas, das Mussolini vollständig fehlt. Er hat Mal für Mal und gegen den Rat seiner militärischen Mitarbeiter Italien in militärische Dispositionen geführt, wo es absolut kein Bein zu Boden kriegen konnte‘.“

Die dänischen Offiziere haben Halder gewiß nicht zu solcher Aussage gezwungen.

Im Westen die Freiheit?

Der Zweite Senat des hessischen Verwaltungsgerichtes in Kassel versagte dem Schlossermeister Otto Zumkeller in Neu-Isenburg den Flüchtlingsausweis C, der sonst

allen Flüchtlingen aus der Sowjetzone gegeben wird.

Es handelt sich um folgenden Fall: Zumkeller war als Volkssturmangehöriger 1945 in amerikanische Gefangenschaft geraten und in dem berüchtigten Lager Darmstadt interniert worden. Sein Betrieb in Leipzig wurde von den Kommunisten enteignet. Seine Angehörigen flohen vor dem kommunistischen Terror nach Neu-Isenburg in Hessen. Otto Zumkeller beantragte einen Flüchtlingsausweis, der ihm gewisse Rechte zum Aufbau einer Existenz ermöglicht hätte. Der rote Regierungspräsident in Darmstadt verweigerte dem Unglücklichen diesen für seine Existenz lebenswichtigen Ausweis. Das genannte Verwaltungsgericht hatte die Stirn, dies mit folgender Begründung zu bestätigen: Der Kläger Zumkeller sei als Amtsträger der NSDAP der Exponent eines autoritären Systems gewesen, der von vornherein mit einer gesteigerten Gefährdung bei einem Systemwechsel habe rechnen müssen. Diese Zwangslage habe er jedoch selbst verschuldet und zu vertreten, so daß er deshalb nach dem Paragraphen 3 und 4 des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetzes von der Gleichstellung mit einem Sowjetzonenflüchtling ausgeschlossen sei."

Durch diese Bestimmung, die alle Familien der Nationalsozialisten von der Fürsorge der Sowjetzonenflüchtlinge ausschließt, sollen diese gezwungen werden, in die Gewalt der kommunistischen Schinder zurückzukehren. Wer einem Flüchtling aus der Macht der Kommunisten Zuflucht verweigert, ist ebenso ein Schurke, wie wer einem Menschen, der vom Ertrinken bedroht ist, Hilfe verweigert.

Kleine Umschau

(Norddt. Ztg. 13. 4. 56.) **Bundeskabinett billigt fast alle Kriegsorden.** (Gekürzt: Alle ohne Hakenkreuz.) Nicht zugelassen werden die vom Dritten Reich nach dem Anschluß von Oesterreich, dem Memelland und dem Sudetenland gestifteten Medaillen sowie das Mutterkreuz. (Die Mütter dürfen ihre Söhne für Bonns Korruptionssumpf opfern! S.) — Bedenken bestehen gegen die Wiederzulassung des Kriegsverdienstkreuzes ohne Schwerter, das vielfach von den Gauleitern nach politischen Gesichtspunkten verliehen wurde. Das Bandenkampfzeichen, das einzige Waffenabzeichen der SS, wird voraussichtlich als Abzeichen einer NS-Organisation auf Grund des Versammlungsgesetzes verboten werden. — Grundsätzlich dürfen nach dem neuen Ordensgesetz alle Auszeichnungen getragen werden, die von einem Landesherrn, dem Kaiser, von der Reichsregierung, einer Landesregierung, dem Reichpräsidenten und dem Bundespräsidenten gestiftet wurden. Hitler gilt nicht als Reichspräsident, da seine Funktion offiziell als „Führer und Reichskanzler" bezeichnet wurde ...

(Norddt. Ztg. 16. 4. 56.) **Dem CDU Bundestagsabgeordneten Prof. Franz Böhm** wurde in New York der Stephan-Wise-Preis des amerikanisch-jüdischen Kongresses für seine „unermüdlichen Bemühungen im Kampfe gegen den Antisemitismus in Deutschland" überreicht.

(Norddt. Ztg. 16. 4. 56.) **Stimmenkauf ist nicht strafbar.** Ermittlungsverfahren wegen Wahlbestechung in NRW wurde eingestellt. Die Beeinflussung von Wahlen und Abstimmungen in Parlamenten ist nicht strafbar. Wie der Düsseldorfer Oberstaatsanwalt am Wochenende mitteilte, hat eine Wahlbeeinflussung „in öffentlichen Angelegenheiten" nur bis zum Strafrechtsänderungsgesetz von 1953 bestraft werden können. Jetzt könne nur noch Wahlbestechung bei Wahlen zu Volksvertretungen oder bei sonstigen Wahlen und Abstimmungen des Volkes strafrechtlich verfolgt werden. Der Oberstaatsanwalt kann daher dem Antrag des früheren nordrhein - westfälischen Kultusministers Schütz (CDU), ein Ermittlungsverfahren gegen Unbekannt wegen Wahlbestechung einzuleiten, nicht entsprechen. Schütz wollte prüfen lassen, ob Abgeordneten des Landtages 100 000 Mark angeboten wurden, wenn sie bei dem Mißtrauensantrag gegen den damaligen nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Arnold für Arnold stimmen. Diese Behauptung hatte der SPD-Bundestagsabgeordnete Dr. Arndt aufgestellt.

(Norddt. Ztg. 20. 4. 56.) Das Kieler Rechtsamt hat die Verzichterkärung des ehemaligen Großadmirals Dr. h. c. Raeder auf seine Kieler Ehrenbürgerschaft für rechtswirksam erklärt. Raeder hat verzichtet, weil er es seiner Meinung nach auf Grund der Debatten in der Kieler Ratsversammlung nicht als Ehrung seiner Person und der Marine ansehen könne, weiterhin Ehrenbürger der Stadt zu sein.

(Norddt. Ztg. 23. 4. 56.) **Zivilorden vor Militärorden.** Das neue Ordensgesetz der Bundesregierung stößt die alte deutsche Tradition um, wonach dem Eisernen Kreuz der erste Platz auf der Ordensschnalle gebührte.

Künftig steht an erster Stelle das Bundesverdienstkreuz, dann kommen die von den Ländern gestifteten Lebensrettungsmedaillen und dann erst die Eisernen Kreuze..."

(Wochenpost 26. 3. 56.) **„n'eijenartijes Ding.** In Hamburg entscheidet das Finanzamt, ob ein Kabarettprogramm „künstlerisch hochstehend" und deshalb einer Steuerermäßigung wert ist. Der darüber urteilende anonyme Gutachterausschuß besuchte auch das Programm des Kabarettisten Ahrweiler und stolperte über folgende Szene: Adenauer (zu einem Journalisten): „Als wir noch nicht souverän waren, lieber Freund, da machte ich immer dat, wat meine Bundesjenossen wollten. Seitdem wir nun souverän sind, wollen unsere Bundesjenossen immer jrade dat, wat ich dann mache. Journalist: „Fabelhaft, und so einfach. Das wird die Oeffentlichkeit bestimmt interessieren." Adenauer: „Dat jlaub ich auch. Nur — se wird et nich erfahren, denk ich! Jaja, die Presse in einer Demokratie is n'eigenartijes Ding." Journalist: „Sie meinen?" Adenauer: „Ich meine: Mit Ihrem Stellungsjesuch könnten Se eines Tages womöglich die einzige Annonce sein, die man in Ihrem Blatt findet." Dieser Tage erhielt Kabarettist Ahrweiler vom Hamburger Finanzamt den Bescheid, daß er ab sofort 13 % mehr Vergnügungssteuer zahlen müsse, weil sein Programm nicht „künstlerisch hochstehend" sei.

(Wochenpost 7. 4. 56.) In der Evangelischen Akademie Loccum trafen sich zu einem „Internationalen Soldatengespräch" verschiedene NATO-Heldenklauer mit Vertretern von Börse und Altar. Dabei konnte Pastor Döhring „allen christlichen jungenDeutschen mit gutem Gewissen empfehlen", NATO-Soldat zu werden, denn „wenn die Kirche anders dächte, hätte sie doch keine Heeresseelsorge eingerichtet". — Sonderbare Logik! Da der Staat eine militärische Geschlechtskrankenfürsorge unterhält... müßt' dort werden auch empfohlen, solche Krankheit sich zu holen.

(Norddt. Ztg. 26. 4. 56.) **Wiedervereinigung gegenwärtig überhaupt nicht möglich!** (Auszug: In Bonn fand ein Streitgespräch zwischen Coudenhove-Kalergi und Friedländer statt.) Daß dabei Graf Coudenhove-Kalergi eine schonungslose, fast grausam pessimistische Diagnose unserer Wiedervereinigungssituation stellte, erschreckte die an den Optimismus aller Parteien gewöhnten Zuhörer um so mehr, als hier zum ersten Male öffentlich Dinge ausgesprochen wurden, an die hier niemand zu denken wagt. „Die Wiedervereinigung Deutschlands ist gegenwärtig überhaupt nicht möglich, es sei denn man wäre bereit, die sowjetische Forderung nach einer Neutralisierung Deutschlands zu erfüllen", war der erste Paukenschlag des Grafen Coudenhove bei dem Streitgespräch im Bonner Presseklub. Ernst Friedländer stimmte zu, daß die Neutralisierung höchst gefährlich sei, weil sie auf die Dauer zwangsläufig zur Bolschewisierung führen müsse, wies aber die erste These des Grafen scharf zurück. „Wie wollen Sie das sowjetische Nein zu einer Wiedervereinigung überwinden?" fragte der Graf zurück und Friedländer antwortete, das wisse er zwar auch nicht, aber deswegen dürfe man die Sowjets immer wieder „abtasten". Ein Schock schüttelte die Zuhörer, als Graf Coudenhove gesamtdeutsche Wahlen als Voraussetzung zur Wiedervereinigung ablehnte, weil die Mehrheit der Deutschen solche Parteien wählen würden,

---

Zur Sonnenwende am 21. Juni:

Wir aber schwören bei dem Flammengrabe
Gott Baldurs, bei des Lichtgotts heil'gem Haupte,
der da, unsterblich, immer wiederkehrt,
das Feuer deutscher Volksbegeisterung
zu pflegen immerdar, treu bis zum Tod!
Wenn einst zu Schutt im deutschen Land
der letzte Schuft vermodert
und in der Wahrheit Feuersbrand
der letzte Trug verlodert,
dann splittert unsrer Feinde Macht,
dann stirbt die Nacht, der Tag erwacht:
der Deutschen Sonnenwende!

FELIX DAHN

die für die Neutralisierung Deutschlands und gegen das Bündnis mit dem Westen eintreten ... Jeder der großen westdeutschen Parteien würde sich nach Coudenhoves Ansicht in Befürworter der Neutralisierung und in Anhänger der Beibehaltung der Westverbundenheit spalten. Am Ende dieser Entwicklung stünde die Achse Berlin—Moskau —Peking mit einem Sowjetdeutschland. Nach Ansicht Coudenhoves sei die Wiedervereinigung ohne die gefährliche zur Bolschewisierung führende Neutralisierung nur über die Befreiung der Satellitenstaaten Polen, Tschechoslowakei und Ungarn vom sowjetischen Joch zu erreichen. Der posthume Sturz Stalins sei ein erstes Anzeichen, daß diese Staaten und schließlich auch die Sowjetzone bei Fortbestehen eines kommunistischen Regimes die gleiche Selbständigkeit erlangen könnten, wie Tito. Dann sei die Zeit für Wiedervereinigungsverhandlungen Bonns mit Pankow gekommen. Ernst Friedländer widersprach dieser Auffassung energisch. Einmal glaube er nicht, daß sich durch den nachträglichen Sturz Stalins im festen Gefüge des sowjetischen Satellitensystems etwas Neues anbahne, und zum anderen sei es unmöglich, daß die Deutschen untätig abwarteten, bis sich die Verhältnisse im Osten von selbst geändert hätten. Graf Coudenhove wiederum überraschte seine Zuhörer mit einer weiteren schonungsloser Eröffnung: „Ich muß Ihnen als Nichtdeutscher sagen (er entstammt einer böhmisch-österreichischen Familie und ist jetzt französischer Staatsbürger), daß die Weltöffentlichkeit und auch der Westen die deutsche Wiedervereinigung längst zurückgestellt haben." Nahostprobleme zum Beispiel seien heute für die große Politik viel wichtiger, während die Deutschen noch glaubten, ihre Wiedervereinigung sei die Achse der Welt. Es gäbe nur zwei Möglichkeiten: Unter dem gegenwärtigen Zustand abzuwarten oder aber die Neutralisierung Deutschlands mit der Gefahr eines Anschlusses an den Osten. Alles andere Gerede, auch das der Abgeordneten in Bonn, sei nur Propaganda. Friedländer schloß darauf dieses Thema mit der Frage: „Wie lange, Graf, glauben Sie, wird Deutschland warten müssen, bis sich der von Ihnen vorhergesagte Wandel in den sowjetischen Satellitenstaaten zeigt und Ihre Vorstellungen von der Wiedervereinigung Wirklichkeit werden kann?" Graf Coudenhove antwortete mit der Gegenfrage: „Wie lange, Herr Friedländer, werden der Westen und die Bundesregierung mit den Sowjets noch verhandeln, wie lange sie noch „abtasten" müssen, bis Moskau sein Nein zur Wiedervereinigung unter freiheitlichen Voraussetzungen aufgibt, nachdem jetzt schon fast 10 Jahre um dieses Problem gerungen wird?" — Daß beide Sprecher eine konkrete Antwort auf diese Frage schuldig bleiben mußten, offenbart ebenso deutlich, wie der übrige Inhalt des Gesprächs die Tragik der Situation, in der sich das deutsche Volk befindet."

(Die Europäische Nationale, April/Mai 56.)

Nur die USA reicher als der Vatikan? Die Mailänder Zeitung „Oggi" berichtete (ohne daß uns bisher ein Dementi bekannt wurde), daß der Vatikan über Banknoten in Höhe von mehr als 50 Milliarden DM (1 Milliarde = 1000 Millionen) verfügt. Die USA sind der einzige Staat, dessen Vermögen mit rd. 100 Milliarden größer ist, als das des Vatikans. An dritter Stelle der finanzkräftigen Staaten folgt Großbritannien mit ca. 18 Milliarden DM Vermögen, während Frankreich nur über ein Vermögen von knapp 5 Milliarden DM verfügt. Die Zeitung „Oggi" behauptet weiter, daß der Vatikan sein größtes Konto bei der New Yorker Morgan-Bank führt."

(Nachrichten für Außenhandel 5. 5. 56.)

Ostblock Inlands-Umrechnungskurs des $ und £ geändert. Wie aus zuverlässiger Quelle, jedoch noch unbestätigt, verlautet, werden auf Beschluß des von Moskau gesteuerten „Rats für gegenseitige Wirtschaftshilfe", dem mit Ausnahme Chinas alle Oststaaten angehören, im Zeichen der Exportoffensive bei der Berechnung von Exportpreisen aus der UdSSR und den volksdemokratischen Ländern dem Inlande gegenüber seit April 1956 nicht mehr, wie bisher, 4 Rubel für ein US $, sondern 8 Rubel berechnet. Entsprechend wurden die Exporte in die Länder des Sterlingsblockes bei den Preisen mit 40 statt wie bisher 20 Rubel pro £ im Inland berechnet. Diese Maßnahme macht es der UdSSR und den andern Oststaaten möglich, ihre Exporterzeugnisse ohne besondere staatliche Zuschüsse den Weltmarktpreisen anzupassen, ja stellenweise gar noch zu niedrigeren Preisen anzubieten ..."



„NICHTSWÜRDIG IST DIE NATION, DIE NICHT IHR ALLES SETZT IN IHRE EHRE!"

Das Weltgeschehen

Auf Grund eines Um- und Ausbaues unseres Korrespondentennetzes mußten wir aus organisatorischen Gründen diesmal auf das „Weltgeschehen" verzichten. Wir bitten unsere Leser um ihr Verständnis und werden ihnen dafür im Juli-Heft (Eintritt in den 10. Jahrgang!) das „Weltgeschehen" mitsamt anderer Besonderheiten in neuem und noch reichhaltigerem Gewande bieten.



Portrait des Monats:

Lionel Crabb

Selbst bei aller Phantasie hätte Crabb nicht ahnen können, daß er auf Grund seiner Froschmann-Tätigkeit den Labour-Abgeordneten ein willkommener Anlaß werden könnte, um unter dem Mantel diplomatischer Korrektheit über Anthony Eden herzufallen. Mit dieser Geißelung eines offensichtlichen Bruches britischer Gastfreiheit hofften die Labour-Abgeordneten die von erbosten Partei-Anhängern schärfstens angeprangerte eigene Taktlosigkeit auf dem gemeinsamen Essen mit Bulganin und Chruschtschew ins Dunkel der Vergangenheit zu hüllen. Somit hat Crabb, wie schon manchesmal in seinem verflossenen Leben, im wörtlichen wie auch im übertragenen Sinne Wellen geschlagen.

Während des Zweiten Weltkriegs hatte Crabb in Gibraltar seinen wichtigsten Standort. Von dort aus bot er, allein auf sich gestellt, dem gefährlichen Individualismus der italienischen Kleinstwaffen mutig die Stirn. Tapfere italienische Froschmänner erreichten es, sogar in neutralen Häfen an den gegnerischen Schiffen die gefahrvolle Unterwasser-Sprengladung anzubringen. Ja noch mehr: sie vermochten die Explosion erst dann erfolgen zu lassen, wenn die Schiffe durch einige Zeit hindurch eine bestimmte Geschwindigkeit überschritten und damit das Hoheitsgewässer des neutralen Landes verlassen hatten. Dieser tapfere Erfindungsreichtum — die italienischen Froschmänner waren ja nur auf sich selbst gestellt und hatten nur sich selber Rechenschaft abzulegen — fand auf ihrer Bahn den unerschrockenen Briten Lionel Crabb. Außerdem entdeckte die britische Admiralität etwas, was den Einsatz von Crabb überhaupt erst ermöglichte: die Bereitschaft höherer italienischer Marinedienststellen zum Verrat. So erfuhren die Briten regelmäßig, in welchen Häfen der Einsatz italienischer Froschmänner vorgesehen war. Dann tauchte Crabb mit seinen Männern und nahm die tödlichen Sprengladungen wieder ab — seelenruhig. So seelenruhig, wie er dreizehn Jahre später die zu Besuch weilenden russischen Kriegsschiffe untersuchte — und dabei gegriffen wurde.

Die Froschmänner, die aus dem vergangenen Kriege eine Menge Erfahrung und quicklebendige Imagination mitbrachten, sind sich darüber durchaus klar, daß die meisten sowjetischen Kriegsschiffe Unterwasserluken besitzen, durch die man „aussteigen", einen Hafen verminen oder mit Atombomben belegen und notfalls — auch einen Crabb ins Schiff hereinholen kann...

Die Froschmänner, die sich im vergangenen Krieg auf Leben und Tod bekämpft haben, bilden eine verschworene Gemeinschaft. Sie glauben dem englischen Premier gerne, daß weder die Regierung noch die Admiralität etwas mit dem Crabb-Unternehmen zu tun haben, ja daß diese alles tun, um die wiederaufblühende britische Kreml-Freundschaft sorgsamst zu hüten. Noch fester aber glauben sie, daß ein glühender Patriot, als den sie Crabb kennengelernt haben, keinen segnenden Auftrag weder von Downingstreet noch von der Admiralität benötigt, um sich mit seinen Kräften für das Wohl und die Sicherheit seines Landes einzusetzen. Crabb hat nicht nur einmal zu erkennen gegeben, — und zwar selbst in solchen Zeiten, da seine jetzt eifrig debattierenden Landsleute in trunkenem Siegesrausch alberne Trinksprüche auf Uncle Joe ausbrachten —, daß er die wahren Feinde seines Landes nie aus dem Auge gelassen habe: „Die roten Piraten, ihre Salonhandlanger und das internationale Gesindel in der City, das noch nicht mal korrekt Englisch sprechen kann, sind eine ständige Bedrohung für die Größe und die Zukunft meines Landes."

Es ist dies Gesindel, das nunmehr mit dem Geschrei: „Haltet den Dieb!" die Welt glauben machen möchte, Crabb habe seiner Ueberzeugung den Rücken gedreht und sei wie ein ganz vulgärer Burgess — übergelaufen.

Sl.

Das Buch

DIE WEHRMACHT IM KAMPF. Einzeldarstellungen zum Zweiten Weltkrieg. Ganzleinen. Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg.

Band 3. **Nikolaus von Vormann. Tscherkassy.** 132 Seiten. Mit 11 Kartenskizzen. DM 8.80.

Band 4 **Hans Steets. Uman.** Die Korpsschlacht des XXXXIX. Gebirgs-Armeekorps bei Podwyssokoje 1941. 124 Seiten. Mit 20 Kartenskizzen. DM 8.80.

Band 5. **E. Schmidt-Richberg. Der Endkampf auf dem Balkan.** Die Operationen der Heeresgruppe E von Griechenland bis zu den Alpen. 160 Seiten. Mit 4 Textskizzen und 5 Karten. DM. 10.50.

Band 6. **Hermann Teske. Bewegungskrieg.** Führungsprobleme einer Infanterie-Division im Westfeldzug 1940. 141 Seiten. Mit 8 Textskizzen und 7 Kartenskizzen im Anhang. DM 9.80.

Band 7. **Wolfgang Pickert. Vom Kuban-Brückenkopf bis Sewastopol.** Flakartillerie im Verband der 17. Armee. 141 Seiten. Mit 9 Textskizzen, 7 Karten- und einer Gliederungsskizze im Anhang. DM 9.80.

Der Kessel von Tscherkassy gehört wohl zu den meist dramatischen Höhepunkten jenes tragischen Ringens, das am 5. Juli 1943 bei Bjelgorod, noch tief in Rußland hinein, anfing und am 30. April 1945 sich Berlin als letzte schaurige Bühne wählte. Als am 20. Februar 1944 der OKW-Bericht den erfolgreichen Abschluß der gleichzeitigen Operationen von den eingeschlossenen und zur Befreiung angesetzten Truppen bekanntgab, ging durch ganz Europa ein Aufatmen, denn obwohl der Autor dieser durchwegs gediegenen Schrift dieses nicht erwähnt, deuteten gerade die bei Tscherkassy eingeschlossenen Teile der SS-Panzerdivision „Wiking" unter Papa Gille und die SS-Brigade „Wallonien" unter León Degrelle auf den gesamteuropäischen Charakter dieser Kämpfe. General von Vormann führte das XXXXVII. Panzerkorps, das, unter der operativen Führung des Generals Breith, den Befreiungsstoß mitauszuführen hatte. General von Vormann zeigt außer seiner gründlichen militärischen Erfassung dieser Schlacht, außer seiner gutgeführten Feder, eine Lebendigkeit in der Beurteilung der jeweiligen Lage und vor allem in der Bewertung der für die Welt aus unserer Niederlage entstandenen Situation, die dem üblichen Bild des trockenen deutschen Generalstäblers widerspricht. Seine gelegentlichen Angriffe gegen die Person Adolf Hitlers gehören zwar nicht zu den bestbegründeten, aber nehmen anderseits nichts von seiner grundanständigen Beurteilung von zwitterseelischen Erscheinungen wie „20. Juli", „National-Komitee Freies Deutschland" usw.

*

Selbstverständlich gibt das Buch von Steets mehr einen Einblick in den Kampf der zum Entsatzangriff geführten als der eingeschlossenen Truppen. Generalmajor Steets war in der Schlacht von Uman vom 21. Juli bis 7. August 1941 Ia der 1. Gebirgsdivision, die dem XXXXIX. (Geb.)AK angehörte, das in einer vorbildlichen Operation eine Schlacht schlug, die noch lange ein Thema der höheren Kriegswissenschaften bleiben wird. Der damalige Ia bleibt auch als verfassender Generalmajor a. D. sich selber treu: er hat nichts von dem notwendigen Einfühlungsvermögen — Fantasie würden Zyniker sagen — eines Ic und wirkt vor lauter Sachlichkeit hie und da etwas trocken. Außer dem allmählich üblich gewordenen „Satz vom Dienst" gegen Hitler und einer etwas mystischen Behauptung über „verkehrt angesetzte" Truppen, die immerhin einen klassischen Sieg erfochten, liefert dieses Buch einen vorzüglichen Einblick in Organisation und Durchführung einer Einkesselungsschlacht, wie sie die deutsche Wehrmacht als erste seit Cannae so eindrucksvoll und siegreich modernisierte.

*

Der Generalmajor Schmidt-Richberg war Stabschef des Generalobersten Loehr, dieses großartigen Ostmärkers, der Ostmärker war im tiefsten, streitbarsten Sinne dieses träumerischen Wortes. Wir haben den Vorzug, fast alle Schriften dieser Reihe zu kennen, einige behandeln sogar Schlachten, denen das persönliche Erlebnis eine größere Tiefenwirkung verliehen hat. Aber keine Veröffentlichung in dieser Schriftenreihe hat uns so gefesselt wie dieses Buch. Und es ist bei Gott nicht nur, weil der Autor etwa der „Prinz Eugen" volles Recht widerfahren läßt, was immerhin nach dem 8. 5. 1945 für einen schriftstellernden Wehrmachtgeneralstabsoffizier eine Leistung darstellt! Es ist vielmehr, weil der Autor — offensichtlich unter dem Einfluß des großen deutschen Soldaten Loehr, der ganz bewußt sein Leben den jugoslawischen Bluthunden ins geifernde Maul warf — ein so packendes Bild dieser meist unbekannten Kämpfe entwirft, mit einer so tiefen Einsicht in die verwirrenden politischen Gegebenheiten des Balkans, daß man geneigt ist, Superlative anzuwenden, die dem Autor bestimmt zuwider sind. Aber ein Superlativ muß uns trotzdem vom Herzen: was deutsche und verbündete Truppen im Rückzug hier geleistet haben, ist nicht vom deutschen, sondern vom europäischen Standpunkt aus gesehen, tausend mal wichtiger für die Zukunft der freien Welt gewesen als die verspäteten Gewissensbisse eines Churchill auf der Jaltakonferenz, um dem verhängnisvollen Eindringen der Sowjettruppen in Europa ein Ende zu setzen.

*

Wo in der Nachkriegszeit jeder Generalstäbler, ob abessinisch oder lappländisch, es als sein gutes Recht betrachtet hat, die „Sturheit" bezw. „Ungeistigkeit", bezw. Dummheit" der deutschen Generalstabsarbeit anzuprangern, da tut es gut, im „Bewegungskrieg" wieder mal den Westfeldzug vor seinem Auge abrollen zu sehen. Daß man selber in jener Zeit Opfer der Genialität dieser Operation war, gibt der Bewertung einen so objektiven Kern, daß sie auf diesen oder jenen abstrakt, um nicht zu sagen pervers wirken kann. Es handelt sich hier nur um eine einzige Infanteriedivision, aber wie die 12. Infanteriedivision die 44 Tage des Westfeldzuges durchkämpfte, so war das Allgemeinbild. Nur schade, daß der Autor das Unternehmen „Seelöwe" so dürftig behandelt hat.

*

Innerhalb der 17. Armee kämpfte am Kubanbrückenkopf und nachher auf der Krim die 9. Flakdivision unter dem Befehl des Autors. Wer selber Soldat in diesem Krieg war, dem ist „Flak" sowieso ein fester Begriff. Denn es hat wohl kaum eine Waffe im Landkrieg gegeben, die sich, abseits ihrer eigentlichen Aufgabe, so fabelhaft bewährt hat. Der „S. v. D." gegen A. H. fehlt zwar nicht, aber nichtsdestoweniger ist dies ein interessantes Buch. Nur hat der Autor sich wohl sehr streng an seine Aufgabe, Schilderung des Einsatzes der 9. Flakdivision, gehalten, so daß hie und da Uebersichtlichkeit oder aber Erwähnung wichtigster Tätigkeit anderer Truppenteile störend fehlt. Ebenfalls wird ein schöner Ansatz zu einem Vergleich mit der russischen Verteidigung der Festung Sewastopol frühzeitig abgebrochen. Abgesehen von diesen Einwänden ist das vorliegende Buch ein interessantes Studium und im Verhältnis zu ihrer Leistung ein bescheidenes Monument für den Einsatz der Flakdivisionen.

*

Die Qualität der gebotenen Schriften, ihre vorzügliche Ausführung und die Vielseitigkeit ihres Stoffes läßt die berechtigte Hoffnung zu, daß diese interessante Schriftenreihe bald eine Fortsetzung erfahren möge.

W. Sl.

Vom künftigen Deutschen Soldaten, Verlag Westunion — Offene Worte. 111 Seiten — Geleitwort: Bundeskanzler Dr. Adenauer. Vorwort: Bundesminister für Verteidigung Theodor Blank.

... selten so gelacht, kolossaler Witz! Bei der Lesung dieser 111 Seiten ist mir diese Platte nicht aus dem Sinne gegangen. Es sei zugegeben, daß wir schon am 9. Mai 1945 unmoderne Soldaten waren und unser Urteil nicht maßgeblich sein mag! Aber wenn man nachts im Schlaf noch ab und zu so einen K. A.-Lichterfelde-Schrei hört, wird es einem um Herz und Nieren doch ganz weich, wenn man nun dieses süßlich martialische Teegeplauder hört, was nun von Bonn aus mit dem künftigen (west)deutschen uniformierten Staatsbürger so alles zu geschehen hat. Diese literarisch hochbegabten Teetanten, die in derselben Sprache schreiben wie ein Clausewitz und deren demokratisches Glaubensbekenntnis ihnen auf jeder Seite von den Lippen sabbert, sollten sich doch mal ansehen, wie im parlamentarischen Mutterland England z. B. die Cold Stream Guards ausgebildet wurden, werden und per saecula saeculorum werden werden. Sie könnten dann entdecken, daß jene Ausbildung mehr gemeinsam hat mit der L. A. H. als mit dem Amt Blank. Es hat uns nur gewundert, daß den „Künftigen" kein Tanzunterricht im Mambo zugesichert wird. Aber unser Lachen wurde ein Hohngeschrei, als wir auf Seite 110 lesen mußten: „Jeder Soldat, der durch den militärischen Dienst eine Beschädigung erleidet, kann sicher sein, daß in ausreichendem Maße für ihn und die Seinen gesorgt wird." Das wagen sie zu sagen, während sogar in Westdeutschland noch zehntausende Schwerkriegsbeschädigte aus dem letzten Krieg zum Hungerproletariat gehören müssen! Die Zeit und der „künftige" deutsche Soldat werden den ganzen Rosaschlüpferspuk dieser 111 Seiten wegfegen.

W. Sl.

*

General Ludendorff: Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter deutscher Volksschöpfung. III. Band Meine Lebenserinnerungen von 1933 bis 1937. Verlag Hohe Warte. Franz von Bebenburg, Pähl (Obb.) 277 Seiten, 11ganzseitige Tafeln.

Der vorliegende Dritte Band ist nunmehr der letzte der Lebenserinnerungen des großen deutschen Feldherrn Erich Ludendorff, die mit dem Buch „Mein militärischer Werdegang" (1882—1914) beginnen, woran dann „Meine Kriegserinnerungen" (1914—1918) und das dreibändige Werk „Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär" anschließen. In dem vorliegenden, abschließenden Band hat hier und da der Herausgeber Lücken geschlossen, die zwischen den Aufzeichnungen Ludendorffs offen standen. Liest man den Band aufmerksam durch, so zeigt sich, wie recht in mancher Hinsicht die Geschichte Ludendorff gegeben hat: seine immer wiederholte Warnung, daß der Fremdglaube unser Volk von innen zersetzen und die christliche Priesterkaste den völkischen Staat zu Fall bringen werde, hat sich durch den Verrat der Bekenntniskirche grauenhaft erfüllt. Auch seine Erkenntnis des reaktionären Charakters gewisser Gruppen im höheren Offizierskorps ist von der Geschichte bestätigt worden. Die eigenartige Stellung des Hauses Ludendorff als schließlich der einzigen übriggebliebenen völkischen Bewegung neben dem Nationalsozialismus spiegelt sich in dem durch das ganze Buch hindurch gehenden Kampf mit den verschiedensten Stellen von Staat und Partei. Dabei ist leider diesen ephemeren Reibereien reichlich viel Platz eingeräumt, Nullen und Wichtigtuer, wie etwa Prof. Elze, der sich dadurch bekannt machen wollte, daß er Unzutreffendes über Ludendorff verbreitete, bekommen einen reichlich großen Platz in dem Werk. Leicht hat Ludendorff es seinen Gegnern, aber auch seinen Freunden mit seiner kompromißlosen, oft zu keinerlei Konzession bereiten Haltung nicht gemacht; seine Eingaben an Hindenburg, den er grimmig kritisiert, könnten geradezu als Muster gelten für eine Lehre der seltenen Kunst, vollendet grobe Briefe zu schreiben. Sonderbar mutet an, daß sich Ludendorff mit einem so überzeugten Bekenntnis-Christen wie dem Generalobersten Beck so vergleichsweise gut verstand. Um die Atmosphäre jener Jahre, allerdings aus der Atmosphäre des Hauses Ludendorff, zu verstehen und einen Einblick in die Welt des alternden großen Feldherrn, in die Kämpfe um die Gestaltung der völkischen Idee zu bekommen, hat das Buch ohne Zweifel hohen Wert. Man bedauert am Ende nur, daß es nicht möglich war, daß ein so bedeutender „Deutschdenker", um das Wort von Bartels zu verwenden, entscheidenden Einfluß auf die Volksseele in jener Zeit bekommen hat, sondern sich in seinen letzten Jahren in einem lähmenden Ringen gegen böswillige Pygmäen verzehrte, die glaubten, damit dem Nationalsozialismus zu dienen, daß sie eine so große Persönlichkeit ausschalteten und schließlich den greisen Ludendorff in eine ähnliche Stellung der amtlichen Isolierung brachten wie vor ihm Bismarck in seinen letzten Jahren.

Dazu mag General Ludendorffs Neigung, sich rasch verletzt, gekränkt zu fühlen und sofort in aktive Abwehrstellung zu gehen — die deutlich aus dem Buch spricht — seinen Gegnern oft das Spiel erleichtert haben. So bleibt eine stille Tragödie — der hochbedeutende Feldherr des Ersten Weltkrieges, der aus der Weisheit seines Alters und seinen richtigen Erkenntnissen viel hatte geben können, vermochte die große Masse unseres Volkes nicht zu erreichen. — Es ist das Werk eines der größten Deutschen, dem auch diejenigen Verehrung schulden, die nicht zur unmittelbaren Gefolgschaft des Hauses Ludendorff gehören, aber sich einen Sinn für deutsche Größe bewahrt haben.

Dr. v. Leers

*

Egon Vietta: Europa ist in Asien gebettet. Verlag Franz Schneekluth, Darmstadt, 224 Seiten, 6 Tafeln, 2 Karten und zahlreiche Zeichnungen. Gzln. 14.80 DM.

Mit den Augen eines Geschichtsforschers, Religionsforschers und Dichters geht der Verfasser durch das alte Märchenland Kleinasien. So verständnisvoll ist der gottinnige Geist der Landschaft kaum je vorher geschildert worden. Der Wissenschaftler wird begeistert sein über die lebendige Einführung in die Ausgrabung und Erforschung des großen Hettiter-Reiches, die mindestens soviel Bedeutung hat wie Schliemanns Erschließung Trojas; der an echter Religion innerlich Begeisterte wird vor allem die Darstellungen über die islamische Dichtung und Mystik dankend entgegennehmen; wer das türkische Land mit seinem stillen Zauber kennen lernen will, wird schöne Stunden mit diesem wertvollen Buch verleben — und wer es kennt, legt es mit Dank und dem alten Wunsch „Allaha ismarladik": Wir haben dich Gott anempfohlen — gern möglichst viel verständnisvollen Lesern in die Hand.

H. E.

*

Dokumente der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. I. Beiheft: Ein Tagebuch aus Pommern. Aufzeichnungen von Käthe von Normann. 126 Seiten.

Die menschlich erschütternden Aufzeichnungen einer pommerschen Gutsbesitzersfrau, deren Mann von den Russen verschleppt wird und die selber mit ihren Kindern Grauenhaftes durchmacht, unter der Willkür der kommunistischen, teils russischen, teils polnischen Gewaltherrschaft in Pommern leidet und schließlich ausgeraubt aus der Heimat vertrieben wird, sind ein ergreifendes Dokument von der Qual wertvoller Menschen unseres Volkes unter dem blutigen Terror des Bolschewismus. Gerade auch die Deutschen in Uebersee sollten es aufmerksam lesen, um zu begreifen, was unserem Volk angetan worden ist.

H. E.

Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Begründet von Oswald A. Erich und Richard Beitl. Zweite Auflage neu bearbeitet von Richard Beitl. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart. Kröners Taschenausgaben Bd. 127. 919 Seiten mit 40 Abbildungen und 18 Karten. 15.— DM.

Das außerordentlich reichhaltige Wörterbuch gibt Antwort auf ziemlich alle Fragen der deutschen Volkskunde in einer wissenschaftlich sicheren, zuverlässigen Weise. Es zeigt zugleich, wieviel alte Ueberlieferung selbst heute noch in dem stark industrialisierten Deutschland lebt. Mutig hat der Verfasser auch zu Unrecht tabuisierte Gebiete wie Rassenkunde und vorchristliche Ueberlieferung aufgenommen. Der besondere Vorzug des Werkes ist seine Reichhaltigkeit — es gibt kaum einen Ausdruck und Begriff aus der Volkskunde, den man hier nicht bearbeitet finden wird. — Das vortreffliche Werk kann herzlich empfohlen werden.

L.

*

Wilhelmine Heibert: „Die wahre Berufung Christi und die Aufgabe der Deutschen heute''. Selbstverlag, Heidelberg, Plöck 7, 43 Seiten, brosch. 2.— DM.

Die Verfasserin hat zwei Anliegen: sie möchte Deutschland im kommenden Krieg zum Lazarettstaat erklären lassen und damit vor der Verwüstung retten, und außerdem die Berufung Christi vor Verfälschungen retten. Die erstere Absicht ist von Herzen zu begrüßen, wenn auch angesichts des Vernichtungswillens gewisser mächtiger Kreise in der Welt gegen das Deutsche Volk kaum wahrscheinlich durchzuführen. Bei ihren biblischen Untersuchungen vergißt sie, daß die vorhandenen Evangelientexte derartig viel Varianten aufweisen und so verderbt sind, daß man nicht einfach auf Grund der Uebersetzung von Luther oder Menge argumentieren kann. Im übrigen bietet sie einige sehr beachtliche Gedanken zur religiösen Krise und Not unserer Zeit.

J. v. L.

*

Werner Hopp: Argentinien (Von den Tropen bis zur Antarktis). Safari-Verlag, Berlin, 1955, in der Reihe „Die Welt von heute'', mit einer farb. Ausschlagkarte, 7 Textkarten, 83 Fotos auf Kunstdrucktafeln. Gzln., S. 247.

Auch wenn, trotz seiner Jugend, dieses Buch in manchen politischen Aspekten von den jüngsten Ereignissen überholt wurde, bleibt das Grundlegende und Grundsätzliche auch weiterhin gültig. Und manches, das heute im Glühen der politischen Leidenschaften als scheinbar wertlose Schlacke beiseite geworfen wurde, wird auch nach der entsprechenden Abkühlung wieder anerkannt werden. Als bleibende Faktoren zählt Hopp den geradezu nicht umzubringenden Reichtum Argentiniens, die ungeheure Vielfalt, die noch ungeheueren Gegensätze im Westen des Landes selbst und letztlich die unabwendbare Notwendigkeit, den Reichtum Argentiniens, die Landwirtschaft, durch geeignete Industrien zu ergänzen. Ausgezeichnet die Fotos, die nicht nur dem Ausländer, sondern auch dem Argentinienkenner neue, vielfach ungeahnte Eindrücke vermitteln.

Basil.

Gespräch mit dem Leser

POSITIV DENKEN!

„... Sie stellen selber die leuchtende Antithese hin: Unsere Zuversicht ist unheimlich stark! So ist's recht! Positiv denken, nicht beim (erschreckend vielen, es sei zugegeben) Negativen stehen bleiben. Konstruktives Denken schafft Formen, die Sie dann anderen einprägen — wie Ihre Leitartikel im „Weg"! Ich bestreite dabei gar nicht, daß die Machenschaften und elenden Versumpftheiten auch aufgedeckt und beim richtigen Namen genannt werden müssen. Aber wir wollen der Würdelosigkeit und Minderwertigkeit nicht zugestehen, uns an der Bestimmung unseres Volkes — auch heute nicht— zweifeln zu lassen. Man hat 1933 und folgende Jahre gesehen, wie schnell der Händlergeist und Korruptionsspuk der Nachkriegsjahre weggefegt war, sobald nur der rechte Mann mit der nötigen Gefolgschaft an die Spitze kam!..."

Hildegard Dueck,
Allen/Argentinien, 19. 4. 56.

WENN DEN GERSTENMAIER DER HAFER STICHT.....

Am 26. Februar ds. Js. sprach Bundestagspräsident Gerstenmaier über den Stuttgarter Sender: „In unserem Volke macht sich eine Neigung bemerkbar, den Schuld- und Begründungszusammenhang des Elends aus unserem Bewußtsein zu verdrängen." Er forderte die Anwendung des Artikels 18 des Grundgesetzes, um damit den ganzen prachtvollen „Rechtsstaat" — natürlich auch sich und seine Kollegen — gegen „sinnwidrige" Störungen und Mißbräuche bei der Befriedigung von Ansprüchen bestimmter Staatsbürger und Gruppen zu schützen.

Diese, auch von Gerstenmaier empfundene Neigung unseres Volkes tut sich in den verschiedensten Aeußerungsformen kund, in organisierten — also ungefährlichen, da kontrollierbar — und unorganisierten. Angst dürfte Herr Gerstenmaier wohl nur vor dieser zweiten Form haben: vor energischen aufrechten Einzelgängern bezw. vor der Möglichkeit, daß sich diese aufrechten Einzelgänger eines Tages zusammenschließen zu einer einzigen Bewegung, die er dann zugestandenermaßen zu erbarmungslosen Gegnern hätte.

Es geht uns nicht um die Wiedererweckung vergangener Formen, es geht uns aber um die politische Läuterung unserer Führungsschicht. Und darum: Wenn Herrn Gerstenmaier der Hafer sticht, dann soll er doch seinen Artikel 18 anwenden. Je eher, desto besser, denn damit beschleunigt er unseren Läuterungsprozeß. Wir gestehen auch, restlos „sinnwidrig", hundertprozentig zu sein nach Maßgabe s e i n e r rechtsstaatlichen Ansichten. Wir erinnern ihn daran, daß kürzlich auch Kruschtschow dem kanadischen Ministerpräsidenten vorschlug, er solle doch die kommunistische Partei kurzerhand verbieten, wenn sie sich unliebsam bemerkbar machte. So sicher war er seiner Sache. Um wieviel unangreifbarer ist unsere Idee, unser Traum! Und um den geschlossenen Willen zum Reich geht es uns — zunächst!

A. W.
Itatiaia/Brasilien, 14. 4. 56

BRIEF EINES FREUNDES, DER NOCH NICHT VERZWEIFELT IST AN WILLEM SLUYSE.

Mein Lieber!

Du schriebst einem verzweifelten Freund*) coram publico. Du legtest den Harnisch ab, entkleidetest Dein, Deines Freundes, der da verzweifelte, mein und aller Freunde Herz vor aller Oeffentlichkeit, so daß sie, die da strauchelten, die verzagten, die den Mut verloren und die Welt der Feinde, einen Blick tun konnten in unseren Seelenspiegel — in unsere Welt.

* * *

Du kennst mich nicht von Angesicht zu Angesicht — ich bin Dir ein Unbekannter — Du kannst nur erahnen, daß ich einer von denen bin, die Seite an Seite mit Dir kämpften und stritten; die mit Dir glaubten und träumten und weiterträumen werden, bis der Traum Wirklichkeit wird. Im Graben, irgendwo in einem Loch, einem Trichter an irgend einer Front, am Herzschlag unserer aus tausend Wunden blutenden gemeinsamen Mutter Europa, da hätten wir uns — wären wir uns begegnet — das Du des Kämpfers und Kameraden gegeben.— Heute soll es das Du des unbekannten Freundes sein!

* * *

*) vergl. WEG 1/1956, Willem Sluyse: Brief an einen verzweifelten Freund.

Und wenn ich Dir nun mein Herz ausschütte, dann wisse, daß es nicht das Herz eines verzweifelten Freundes ist — es mag deren noch viele geben — sondern vielmehr das Herz eines in Nürnberg Gerichteten, das in mir weiterschlägt — hellwach, und das an die Frucht jenes Ringens glaubt, für die der Nährboden mit dem Blute von Hunderttausenden der besten Söhne Europas getränkt wurde. Ich träume mit Dir den Traum, der unser Kampf ist, den Traum unserer Kraft und des gemeinsamen gesunden Blutes, das, entgegen allen Gesetzen der Schwerkraft, den schmalen Pfad zum Gipfel des Lichtreiches der Liebe hinauffließt.

Die Schafotte von Nürnberg, Landsberg, Charkow, Paris, Apeldoorn, Breendonck und wie sie da alle heißen mögen, die Vollzugsstätten des Moses'schen Traumes, sie können nicht Haß und Rachegefühle in uns erzeugen — sie können uns nur zeigen, welchen Weg wir zu marschieren haben —still-verbissen— den Weg in die „schlafende Stadt", den Weg zum „Saal", um mit Deinen Worten zu sprechen, Penelope zu befreien, den trunkenen Freiern zu entreißen.

* * *

Du vermeinst, Dein verzweifelter Freund könne Dir entgegenhalten, Du redetest wieder einmal im symbolischen Stil der „Jünger und Dirnen". — Ich kann es nicht beurteilen, denn ich kenne das von Dir geschriebene Buch nicht. Nicht aus Interesselosigkeit, sondern in Anbetracht meines „wirtschaftswunderlichen" Einkommens, das mir bisher noch nicht die Anschaffung auch nur e i n e s Buches gestattete. Gott sei Dank gibt es deren noch einige, wenn auch tausend auf ein Lot gehen.

* * *

Ein Decenium ist nun vergangen, da der Kampf für eine bessere Zukunft, für jenes bessere Europa, in jenem grauenvollen Zusammenbruch, in jener Schmach des Jahres 1945 endete, um in den folgenden Jahren den Triumph der „Auserwählten" und ihrer deutschen Verräter und der Widerstandscliquen aller Herren Länder zu erleben.

Aber was sind schon zehn Jahre in der Geschichte eines Volkes — eines Erdteils? Es liegt an uns, aus diesen zehn Jahren eine Sekunde im Leben unserer Völker zu machen — eine Sekunde der Schwäche im Dasein gesunder Völker. Zwar zeigen sich am Körper des einst so schönen und gesunden Europa gewisse Symptome des beginnenden Zerfalls, doch wird ein ordentlicher Arzt mit einer kräftigenden, reinigenden Frühjahrskur die Gegenkräfte mobilisieren und schließlich eine endgültige Gesundung des Patienten herbeiführen können. Hauptsache, der Patient gibt sich nicht selbst auf! Es war schon immer so: Der Glaube versetzt Berge; und Schlaf und Traum wirken heilend.

In diesem Sinne wollen wir ihn weiterträumen, den Traum unserer großen Sehnsucht, wollen das Herz und den Organismus wieder stark werden lassen, um dereinst da zu sein, wenn der Marsch durch den Sumpf und Morast der Jetztzeit zum Gipfel der Zukunft beginnt. Wieder wird man lachen und spotten über den „verlorenen Haufen", aber immer mehr und mehr derer, die da säumig am Wegesrand stehen, werden mitgerissen von der Dynamik der „verlorenen Legion". Es wird kein Marsch auf Rom oder vor die Feldherrnhalle werden, sondern vielmehr der Marsch nach Europa, ins gemeinsame Mutterland.

Dein
E. S.
Bremen, 17. 4. 56.

GESCHICHTSFAELSCHUNG.

In der Anlage erlaube ich mir, Ihnen einige Auszüge aus dem „deutschen" Lehrbuch für Geschichte zu senden (Franz Schönberger: Deutschland und die Welt, 3. Heft — Die Welt der Neuzeit, Verlag Moritz Diesterweg), das leider auch in der hiesigen deutschen Schule den Schülern vorgesetzt wird.

Seite 70: Der Kulturkampf.

Als die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes in feierlichen Lehrentscheidungen am 18. Juli 1870 verkündet wurde, sah Bismarck darin einen Angriff in die Rechte des Staates. So kam es schon bald nach der neuen „Reichs"gründung zu einem Kampf zwischen Kirche und Staat in Deutschland und vor allem in Preußen. Dieser „Kampf" war allerdings mehr eine einseitige Verfolgung der katholischen und eine Beeinträchtigung der protestantischen Kirche in Preußen, die man beschönigend „Kulturkampf" nannte. Sie hat viel Aehnlichkeiten mit Verfolgungen der Religion während der französischen Revolution.

Seite 122:

Neben Rußland wurde in Deutschland die Herrschaft eines Mannes und einer Partei auf die Spitze getrieben. Für Juden, die besonders unbeliebt als „Menschen minderer Rasse" nach der Parteilehre waren, und andere Gegner der Partei wurden nach russischem Muster Konzentrationslager errichtet. Im Gegenteil zu Rußland, wo die Häftlinge

als Staatssklaven arbeiten mußten, dienten die Lager aber der Vernichtung der Parteigegner. Durch die Konzentrationslager gingen etwa 10.000.000 Menschen, von denen nur wenige mit dem Leben davonkamen.

Seite 122, unten:

Als Hitler auch Danzig besetzen wollte, widersetzten sich Frankreich und England endlich. Polen setzte sich ebenfalls zurWehr. Nachdem Hitler durch einen Ueberfall auf den Sender Gleiwitz, den Deutsche in polnischen Uniformen durchführten, einen angeblichen Kriegsgrund geschaffen hatte, begann er am 1. September 1939 den Krieg gegen Polen.

Franz Pfeiffer,
Santiago/Chile, 24. 4. 56.

LE BOCHES PAYENT TOUT!

Der unbestechliche Realist Konfuzius hielt es für die wichtigste Aufgabe, den Dingen die richtigen Namen zu geben. Wer vermag heute den Blaue-Dunst-Begriff „Europa" mit einem klaren Inhalt zu füllen? Die westlichen Kabinette? Sie werfen ihre Köder aus, mal so, mal anders, ausschließlich dem eigenen, egoistischen Vorteil dienend.

Augenblicklich ist es die Kanalisation der Mosel. Ein „europäisches Problem" liebäugeln die Franzosen nach Bonn hinüber. Ja, sie sind sogar bereit, uns dafür die Saar „zurückzugeben". Man errechne einmal die Höhe der in den letzten 10 Jahren von Frankreich aus der Saar herausgewirtschafteten Werte. Ein Raub, westlich konzessioniert, der nun politisch legalisiert werden soll durch eine von Deutschland zu bewilligende Abfindung von 600 Millionen DM, die man ihm als Hauptanteil der Unkosten an dieser Moselkanalisierung aufhalsen will.

Dieses Bauvorhaben kommt ausschließlich Frankreich zugute und steht im direkten Widerspruch zu den deutschen Interessen. Der Kanal soll der lothringischen Schwerindustrie den teuren Schienenweg durch den weitaus billigeren Wasserweg ersetzen, um somit die französischen Stahlprodukte lukrativer auf den Weltmarkt zu bringen, zum Schaden der deutschen Saar- und Ruhrindustrie, von dem Ausfall an Frachten ganz zu schweigen.

Hierum geht es! Wirtschaftliche Vormachtstellung Frankreichs an Rhein und Maas und Mosel — Millionenopfer auf dem Altar des Europatraumes eines unbelehrbaren Phantasten in Bonn.

Rathenau prophezeite die Einteilung der Welt in Wirtschaftsprovinzen, die von Weltwirtschaftskonzernen gesteuert würden. Nun, wer denkt nicht unwillkürlich an die Lostrennung des Rheinlandes in der Separistenbewegung nach 1918? Ist das ganze politische Schachspiel an Rhein und Saar und Mosel letztlich weiter nichts als eine Neuauflage im Sinne der Rathenauschen Prophezeiung. . . ?

J. von Thun,
Las Palmas/Spanien, 19. 4. 56.

AACHEN.

Ich hoffe, daß der „WEG" wieder die richtigen Worte finden wird, um das würdelose Verhalten unserer 150prozentigen Demokrazies in Aachen gebührend festzuhalten. Daß wir als Besiegte andauernd Fußtritte hinnehmen müssen, ist verständlich und keine Schande für uns, daß wir aber die dreckigen Stiefel auch noch ablecken, das ist wohl der größte Schandfleck in der an Erbärmlichkeiten so reichen neueren Geschichte unseres Volkes.

R. K.
Viña del Mar/Chile, 13. 5. 56.

Ergänzung zu Heft 5/1956: Beim Leitspruch des Maiheftes fehlte der Hinweis, daß es sich hierbei um die **Grundsätze des deutschen Kulturwerkes** handelt.

Herausgeber und Hauptschriftleiter: Eberhard Fritsch.

IM DÜRER-VERLAG, Buenos Aires (Editorial Dürer S. R. L.). **Schriftleitung:** Valentín Vergara 2547, Buenos Aires - Florida, F.N.G.B.M. **Telefon:** 740 - 8016. **Postanschrift nur:** Casilla de Correo 2398, Buenos Aires. **Satz und Druck:** Imprenta Mercur S. R. L., Rioja 674, Buenos Aires. — Bei Nichterscheinen der Zeitschrift aus Gründen höherer Gewalt haftet der Verlag nicht für die Rückzahlung der Bezugsgelder. Die in den Beiträgen ausgedrückte Meinung stellt nicht unbedingt die Ansicht der Schriftleitung dar.

Se terminó de imprimir el 21 de mayo de 1956.

„Der Weg" ist erhältlich:

ARGENTINIEN

BUENOS AIRES: In allen deutschen Buchhandlungen
BAHIA BLANCA: Adolf Dannemann, 19 de Mayo 557
CHARATA: Carlos Buck, Casilla 43
COLONIA LIEBIG: M. H. Ohly, Est. Apóstoles
COMODORO RIVADAVIA: Curd-Rolf Haeublein, Casilla Correo 5108
CORDOBA: Guillermo Günzel, Mariano Moreno 824
ELDORADO: Kopp y Seyfried, Km. 7
L. N. ALEM: Miguel Jais, Ramos Generales
MENDOZA: Pablo Buhmann, San Juan 794
MONTE CARLO: Jacobo Ranger
OBERA: Leo Baselides, Rivadavia 745
ROSARIO: M. Eggendorfer, Santa Fe 2251
VILLA GENERAL BELGRANO: F. Seyfarth, Dpto. Calamuchita

BOLIVIEN

LA PAZ: Casilla 2200

BRASILIEN

BLUMENAU: Livraría Blumenauense S. A., Caixa Postal 31
BRUSQUE: Livraría Straetz, Caixa Postal 79
CURITIBA: Representacoes Braun, C. P. 390
IJUI: Irmaos Clebsch Ltda., Praca da República 2
JOINVILLE: Paula M. Wulf, Caixa Postal 14
NOVA FRIBURGO: Friedrich v. Veigl, Caixa Postal 76
PORTO ALEGRE: Harbich, Pfeiffer & Cía., Caixa Postal 1376
Livraría Herrmann, Caixa Postal 455
Livraría Pluma, Caixa Postal 2058
PORTO UNIAO: Ziller & Bindemann, C. P. 378
RIO DE JANEIRO:
Livraría Eliodora America Latina, Caixa Postal 4653
Livraría Federico Will, Caixa Postal 890
RIO DO SUL: Organizadora Contabil Riosul Ltda., Caixa Postal 90
ROLANDIA: Ricardo Timm, Caixa Postal 374
SANTOS: Livraría Académica ISIS Ltda. Praca Maua 32 - sala 8
SAO LEOPOLDO: Rotermund & Cía., Caixa Postal 2
SAO PAULO:
Livraría C. Hahmann, Caixa Postal 397
Livraría Revisal, Caixa Postal 6971

CHILE

SANTIAGO: Eduard Albers, Casilla 9763
VALPARAISO: Carlos Niemeyer, Casilla 293

DEUTSCHLAND

Bestellungen sind bis auf weiteres direkt an den Verlag zu richten!

HONDURAS

TEGUCIGALPA: Librería América, Apto. 44

ITALIEN

APIANO-BOLZANO: Anni Froner, via Marconi 22

ISLAND

REYKJAVIK: Jón Th. Arnason, Postfach 452

KANADA

VANCOUVER: A. F. Wanner, 777 Bidwell Str.

KOLUMBIEN

BUGA: Calle 9a Nº 1523, Martin Christiansen

MEXIKO

MEXICO 11, D. F.: Librería Ultramar, Industria No. 107 esq. c/Ciencias

ÖSTERREICH

Bestellungen sind bis auf weiteres direkt an den Verlag zu richten!

PARAGUAY

COLONIA BELLA VISTA: Erich Gassner

PERU

LIMA: Horst Dickudt, Casilla 1981

PORTUGAL

LISSABON: Electroliber de G. W. de Vasconcelos, Apartado 767

SCHWEIZ

ZÜRICH 32: Verlag „Der Turmwart", Froebelstr. 23

SKANDINAVIEN

SUNDBYBERG: Centralfirma Ibot-Norden, Postbox 65 (Schweden)
Postscheck-Konten: Stockholm 470951
Oslo 14975, Kopenhagen 58415

SPANIEN

MADRID: Agencia Centropress, Montera 25 y 27

SÜDAFRIKA

ELIM C. P.: Ulrich Naumann Versandbuchhandlung
JOHANNESBURG/Tr.: K. & P. Lohmiller, P. O. Box 1802
WINDHOEK/SWA: John Meinert Ltda., P. O. Box 56

URUGUAY

MONTEVIDEO: Pablo Weber, 18 de Julio 1195

U. S. A.

CHICAGO 13/III: Otto C. Jaeckel, 3649 N. Southport Ave.

VENEZUELA

CARACAS: Tipografía América, Monroy a Pte. Victoria 42

Betr. Ausbleiben des März-Heftes des "WEG"

Auf Grund vieler Reklamationen, die in den letzten Tagen bei uns eingingen, haben unsere Nachforschungen bei der hiesigen Postbehörde ergeben, daß die gesamte Dampferpost für Deutschland vía Hamburg, die zwischen dem 20. und 25. März 1956 hier aufgegeben wurde, somit also auch Heft Nr. 3/56 des "WEG", infolge Totalverlust des Postdampfers, als verloren betrachtet werden muß.

Wir bedauern diesen Umstand sehr, umsomehr, als wir leider nicht in der Lage sind, unseren Freunden in Deutschland dieses Heft nachliefern zu können.

DÜRER VERLAG
Buenos Aires